Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
See- und Land-Reisen,
von der
Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

---

85. Bändchen.
Mit einem Kupfer.
I. Theil. 4. Bändchen von Siebenbürgen ꝛc.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1832.

Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten Reisen
durch
Siebenbürgen, Moldau, Wallachei, Bessarabien, Bulgarien, Servien, Bosnien und Romanien.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,

und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

I. Theil. 4. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1832.

Heinrich Christoph von Reimers Reise der russisch-kaiserlichen außerordentlichen Gesandtschaft an die ottomanische Pforte im Jahr 1793, herausgegeben zu Petersburg in 3 Theilen. 1805. 4. Bearbeitet von Dr. J. Leutbecher zu Erlangen.

(Fortsetzung.)

Der Ball bei dem Botschafter gab auch Veranlassung, die Nationaltänze dieses Volkes kennen zu lernen. Denn der Hospodar hatte Zigeuner-Musikanten dazu bestellt. Einer dieser Tänze war einförmig und ernsthaft. Der Anstand der Damen dabei war schön, und ihre Toure waren ihrem Anzuge analog und artig; desto plumper und tölpeliger aber sahen die mit ihren langen herabhängenden Bärten, den Mönchen gleichenden Männer aus, die, von hinten gesehen, ganz das Ansehen von taktmäßig sich fortbe-

wegenden Tanzbären hatten. Der andere dieser Tänze war munterer und abwechselnder, aber noch unpassender für die männlichen Tänzer. Er gefiel indessen, und besonders die Musik, welche mit Gesang begleitet wurde.

Uebrigens hatte man außer dem Vergnügen des Tanzes, der täglich bei dem Botschafter Statt fand, und die anfangs sehr spröden Damen von Jassy etwas gefälliger machte, wenig Interessantes ausser den Spatziergängen, die man machte, theils um die beiden oben genannten Klöster zu besehen, theils die in Jassy lebenden Zigeuner in ihrem Schmutze und Kesselschmieden kennen zu lernen, theils auch die Ebenen und Weinberge des nahe gelegenen Tscherdak zu besuchen.

Nachdem man zehn Tage zu Jassy verlebt hatte, brach das ganze russische Gesandtschaftspersonal wieder auf, um zunächst nach Fokschan zu gelangen, welcher Ort an dem Fluße Milkow liegt, und die Grenze der Moldau und Wallachei bezeichnet. Dieser Ort ist im österreichisch-türkischen Kriege 1772 merkwürdig geworden. Nach einem herzlichen Abschiede, den man bei dem Hospodar Suzzo, diesem biedern, den Russen besonders gewogenen Manne, genommen hatte, brach man auf aus Jassy. Die Hitze des Tages war groß, und es war sehr erquickend, daß der den Gesandten begleitende Kapudschi-Pascha sechs Werste von Jassy an einem schönen Walde das Lage-

hatte aufschlagen lassen. Hier traf Reimers, etwas in den Wald spatzierend, ein zwölfjähriges ganz dunkelbraunes Zigeunermädchen an, nackt, wie es aus den Händen der Natur gekommen. Die Aeltern dieses Mädchens lebten mit einigen anderen Familien hier in Zelten unter Bäumen. Vor den Zelten spielten noch andere Kinder, alle nackt, im Grase. Man blieb die Nacht im Lager, und am folgenden Tage zog man durch schöne Gegenden und Eichenwaldung, 18 Werste weit in ein neues Lager bei der Poststation Urtschesti.

Bei diesem Lager floß der kleine schmutzige Fluß Byrlatcello vorbei. Ueber diesen lockte eine hölzerne Brücke unsern Reisenden mit einigen Freunden zu einem Spatziergange in den Eichenwald, wo man sich im Gespräche so weit vergaß, daß man völlig irre ging. Endlich kam man jedoch an eine Einsiedler-Hütte, vor der ein ehrwürdiger Greis sich an den Sonnenstrahlen letzte, und abgesondert von der übrigen Welt Freude an seinen Bienenstöcken hatte, die ihm gegenüber unter Obstbäumen stunden. Man kaufte ihm Honig ab, ließ sich den Weg nach Urtschesti beschreiben, so gut als man konnte, und wollte nun wieder zurückkehren. Man verirrte sich indessen in dem unwegsamen Walde auf das Neue, und kam erst mit dem Einbruche der Nacht, und mit gutem Glücke an das Lager der Türken, und von diesem dann zu dem der Russen.

Am folgenden Morgen zog man ohnweit des Byrlat-Flusses zwischen Mais-Feldern nach dem Flecken Waslui. Dieser Ort liegt am Flusse gleiches Namens, hat schlechte moldauische Häuser und wenige Gassen. In diesen quartierte man sich zum Rasttage ein, so gut es gehen mochte. Sodann zog man wieder durch weniger angenehme Gegenden in ein Lager bei dem Postorte Dokulina. Nun kam man, was selten ist in der Moldau, durch flache Gegenden, wo wenig Gebüsch aber schönes Gras war, über den Fluß Byrlat, durch lange Maisfelder ins Städtchen Byrlat, welches am rechten Ufer des genannten Flusses liegt. Die Häuser dieser Ortes liegen zerstreut; doch hat man einige gute Gassen mit Buden, in welchen reiche Kaufleute ihre kostbaren Waaren auslegen. Das Städtchen ist alt, und war schon zu den Zeiten der Römer da. Es hat auch eine sehr alte griechische Kirche.

Nach einer zweitägigen Ruhe in Byrlat fuhr man, in Staubwolken gehüllt, nach dem Lager bei Tekutsch. Der Weg führte durch niedriges Gebüsch, durch Ebenen und Mais-Felder. Rechts sah man hohe Gebirge, die zur Wallachei und zu Siebenbürgen gehören. Die Gegend um Tekutsch selbst fand man nicht vorzüglich; doch schienen die Bewohner derselben mit ihr zufrieden, denn sie bauten in der genannten Stadt mehrere Reihen neuer Häuser.

Von dem Lager bei Tekutsch fuhr man durch

ein kleines Dorf, und dann längs Mais- und Gersten-Feldern, wo reife Früchte in Garben lagen. Dann ging der Weg auf sandigem und steinigem Boden weiter. Bald darauf fuhr man auf einer Pontons-Brücke über den ziemlich breiten Fluß Sereth, der wie der Pruth und der Byrlat am Fuße der Karpathen entspringt, und sich, wie ersterer, in die Donau ergießt, und dann durch das niedrige Bett des Flusses Putno. Nun wurde der Weg schlechter und ging durch eine Menge von Mais-Feldern. In der Ferne sah man viele Dörfer zerstreut liegen. Rechts thürmen sich Berge, und endlich zeigen sich in der Ferne die Thürme von Fokschan, wo man nach 4 1/2 Stunden ankommt, um dort drei Ruhetage zu verleben, ehe man in die Wallachei einzieht.

Diese Stadt hat ausser der langen Hauptstrasse wenige Gassen, und die Gebäude liegen meistentheils zerstreut. Zwölf Werste von der Stadt liegt das Kloster Odobesti, neben dem Dorfe gleiches Namens in einem Kieselthale, wo der Fluß More und der schmale Milkoa fließen. Die Lage dieses Klosters auf einer Anhöhe, die eine schöne Aussicht in das Thal gewährt, ist wirklich schön und erinnert an Italien.

Die Moldau, welche die Reisenden jetzt verlassen, gehörte einst zu Dacien. Sie ist 1300 Quadratmeilen groß, und hat ohngefähr 250,000 Einwohner, 192 Seelen auf die Quadratmeile. Sie ist seit dem

Jahr 1529 der Pforte zinsbar. Die Moldau ist ein schönes Land, oft das Kriegs-Theater und der Zankapfel seiner Nachbarn, und hat einen sehr ergiebigen Boden.

Die moldauische Sprache ist eine verdorbene Mundart der wallachischen, und hat in ihren Worten Aehnlichkeit mit der italischen.

Nachdem man Fokschan verlassen hatte, führte der Weg über die große Ebene, wo Russen und Oesterreicher 1789 unter dem General Suwarow und unter dem Prinzen Koburg nach zwölfstündiger Schlacht einen so glänzenden Sieg über die Türken erfochten. Dann kam man durch ein gutgebautes Dorf, 4 Stunden weiter nach dem Orte Slobodsea, von wo man in 21/2 Stunden nach der Stadt Rimnik fuhr. Diese Stadt liegt am Flusse gleiches Namens, und hat ein Kloster, in dessen Kirche die grelle Malerei auffiel. Jenseits des Flusses Rimnik erhebt sich eine Reihe nackter Berge.

Von Rimnik führte der Weg wieder über Ebenen und angenehme Gegenden zum Flusse Budseo oder Buzow und über drei Arme desselben in den Flecken Budsco, 4 Stunden von Rimnik. Hier wohnte der Botschafter in einem Kloster. Von Budseo kam man in 4 Stunden nach dem Lager bei Marschiniani, und von da wieder durch unabsehbare Ebenen nach dem Flecken Ursitzeni oder Unturuszeni, bei welchem ein stehender See ist. Auch den

folgenden Tag hatte man noch langweilige Ebenen, bis zum Dorfe Podumoldoweni, wo man über eine Pontonsbrücke über den nicht sehr breiten Fluß Jalomnika fuhr. Nun wurde der Weg wieder abwechselnder durch niedriges Gebüsch und Maisfelder. Nach 4 Stunden hielt man im Dorfe Adgesti, wo der Botschafter in einem Kloster wohnte, Reimers aber mit seinen Wagengefährten sich in ein Bauern-Haus einmietheten.

Soweit man jetzt die Wallachen zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, schienen sie ärmer, als die Moldauer. Allein man kam auch nur durch den schlechtern Theil der Wallachei. Die wohlhabenden Unterthanen wohnen in den Gebirgen. Doch gab es auch in diesem steppenartigen Theile dieser Provinz herrliche Früchte, Melonen, Arbusen, Kürbisse, die wild auf den Feldern wuchsen, und oft den Reisenden den Durst stillten.

Zwei Stunden vor Bucharest hielt man noch einen Ruhetag in Passari, um da seine Uniformen zum feierlichen Einzuge in der Residenz des Fürsten Murusi, des Hospodars dieser Provinz zu ordnen.

Kurz vor der Stadt Bucharest waren Zelte zum Empfange des Botschafters auf den Befehl des Fürsten aufgeschlagen: denn dieser Fürst wollte dem Hospodar der Moldau an Glanz nicht nachstehen. Tausend Arnauten und andere wallachische Miliz, mit ihren Spataren an der Spitze, kamen dem Gesandten Ruß-

land's entgegen, und bald kam auch der Hospodar selbst in einem schönen Wagen gefahren. Weiß gekleidete Gardes mit hohen Bären-Mützen umgaben den Wagen, und reich geschmückte Handpferde wurden nachgeführt. Bei den Zelten war viel Volk versammelt. Der Empfang des Gesandten war aber sehr verschieden von dem in Jassy; er war wohl glänzend, aber nicht so herzlich, und Murusi zeigte viel Stolz. Die Unterhaltung war kalt und kurz, und so ging es in voller Parade nach der Stadt. Voraus zog eine türkische Musik. Nach dem Absteigen in der Residenz des Fürsten begab sich jeder in sein angewiesenes Quartier.

Bucharest liegt, unter 44° 26′ 45″ Breite und 43° 48′ Länge, an der Dombowiza, hat einen griechischen Metropolitan und 43000 Einwohner. Die Stadt ist zwar größer als Jassy, aber nicht so schön gebaut. Die Bauart der Wohnung des Hospodars ist ebenfalls nicht so edel, als die in der Moldau. Selbst das Innere dieses Gebäudes ist nicht so geräumig und heiter. Doch giebt es hier mehrere Gebäude von Stein, und einige Kirchen im gothischen Styl. Auch zählt man vielleicht zwanzig griechische Klöster, mit Mönchen vom Berge Athos besetzt. Ausserdem hat die Stadt auch eine Art Universität, auf welcher ausser der wallachischen Sprache auch Religions-Unterricht ertheilt wird. Die Gassen der Stadt sind meistentheils mit Brettern gedielt, aber eng und unregelmäßig. In denselben

findet man ebenfalls viele Buden, wie in Jassy, welche vorspringende Bretter-Dächer haben, und dunkle Spaziergäng bilden.

In Bucharest wohnen gegen 400 Deutsche, die meistentheils aus Servien und Siebenbürgen sind. Ueberall begegnet man Zigeunern, die halb nackt in den Schmieden arbeiten. Die alten Zigeunerinnen gewähren einen höchst widrigen Anblick.

Was man schon in Jassy bemerkte, das bemerkte man auch hier. Um das Volk zum Gottesdienst zu rufen, pflegt man nemlich vor dem Glocken-Geläute mit kleinen hölzernen Hämmern an ein, ohnweit der Kirche frei aufgehenktes Brett zu schlagen.

Die Festlichkeiten bei dem Botschafter und Hospodar wechselten aber so, wie zu Jassy. Die Nationaltänze waren denen in Jassy ebenfalls ähnlich. Neu war es, daß ein Boyar aus des Hospodars Gefolge Bank hielt, als man bei dem Hospodar war. Der Botschafter verlor hundert Dukaten. Als man den nächsten Tag bei dem Botschafter ebenfalls Bank hielt, war der Hospodar so edelmüthig oder vielmehr so stolz, und verlor auch wieder hundert Dukaten.

Ueberall und selbst auf Bällen sieht man in den Händen der Herren und Damen aus den oberen Ständen in Bucharest und auch in Jassy einen Rosenkranz, an dem sie unaufhörlich die Kügelchen zwischen den Fingern auf- und abrollen lassen. Dieß scheint weniger Bigotterie der Menschen zu seyn, denn der

Rosenkranz ist bei der griechischen Kirche nichts Wesentliches, sondern vielmehr eine Nachahmung der Türken, die ebenfalls beständig einen Rosenkranz zwischen den Fingern haben. Aber auch bei diesen scheint es mehr Zeitvertreib, als Religionsgebrauch.

Die Gegend um Bucharest ist nicht so anmuthig, wie die um Jassy. Vergnügungsorte hat man auch wenige, wenn man nicht das von den deutschen Bürgern der Stadt errichtete Ballhaus vor dem Thore in einem Garten dazu rechnen will, wo Abends stark gewalzt wurde. Dort machte man die Bekanntschaft zweier hübschen Mädchen, der Töchter eines Büchsenschmiedes, und durch diese machte man jene der Aeltern, welche aus Königsberg waren.

Wie in jeder großen und kleinen Stadt giebt es auch in Bucharest öffentliche Freudenmädchen. Das Charakteristische, an welchem sie kenntlich sind, und wodurch sie Vorübergehende Abends zu sich locken, ist originell. In ihren niedrigen Wohnungen pflegen sie nämlich die nackten Füße durch das Fenster zu halten, und dabei sehr buhlerisch gekleidet, singen sie mit wahrhaften Syrenen-Stimmen.

Uebrigens ist die Luft von Bucharest nicht sehr gesund, und die Einwohner haben ein kränkliches, bleiches Aussehen. Das kann auch nicht anders kommen: denn man steckt verwesendes Vieh unter die Dielen der Gassen, selbst in der wärmsten Jahrszeit.

Am 10. August rüstete man sich wieder zur Ab-

reise aus Buchareſt, um nach Bulgarien zu kommen. Von einem nahen Berge ſagte man der Stadt Lebewohl; doch nicht mit dem Gefühle, wie man es Jaſſy geſagt: denn es hatte in Buchareſt auch nicht Einem von dem Geſandtſchaftsperſonale gefallen. Nach einigen Werſten kam man an das ſchöne Kloſter Wakareſti, bis wohin der Hoſpodar den Botſchafter geleitete. Drei Stunden von Buchareſt kam man, von einem Gewitter durchnäßt, im Lager bei Sinteſchti, ohnweit des Fluſſes Sabara ziemlich ſpät an.

Längs dieſem Fluſſe führte am folgenden Tag der Weg; dann überſchritt man ihn auf einer hölzernen Brücke, und nun ging es zwiſchen niedrigem Gebüſche auf einem guten Wege nach den Ufern des vielfach gekrümmten und ſehr breiten Fluſſes Ardgeſch oder Ardysz durch angenehme Gegenden. Dieſen Fluß überfuhr man auf einer über kleinen Barken liegenden Brücke. Der Weg war dann unterhaltend und abwechſelnd bis Falastown, wo das zweite Lager geſchlagen war, und Ruhetag gehalten werden ſollte.

Ein Spaziergang, den Reimers auf einen nahen Berg machte, belohnte durch eine herrliche Ausſicht in die Gegend umher und in das Lager, wo alles im bunten Gewühle durcheinander ſpazierte.

Kaum war man am folgenden Tage über den Kilneſchti gefahren, ſo fing der Weg an, erbärmlich ſchlecht zu werden. Anfangs fand man hin und wie-

der niedriges Gebüsch, dann eine langweilige Ebene. Hiefür entschädigte jedoch nachher die Aussicht auf ein großes weites Thal, das sich links den Blicken öffnete, und die Donau, zwar in Nebel gehüllt, aber dennoch majestätisch in ihrem Bette dem schwarzen Meere zufließend zeigte.

In dieses große Thal hinab führte der Weg zwischen Mais- und Reben-Feldern. Rechts zieht sich eine große Kette von kleinen Bergen, auf welchen zerstreute Wohnungen liegen. Nach einem Marsche von 4 1/2 Stunden kam man in die große Ebene bei Adajá oder Odai, von wo man noch 10 Werste bis zur Donau, der diesseitigen Grenze der Wallachei rechnete.

Diese Provinz, türkisch Eflak oder Iflak genannt, einst zu Dacien gehörig, ist 1250 Quadratmeilen groß, und hat ohngefähr 500,000 Einwohner, 400 Seelen auf die Quadratmeile. Im Jahr 1415 wurde der Hospodar der Wallachei, die seit dem zwölften Jahrhunderte eigene Fürsten hatte, Vasall des ottomanischen Reichs. Die wallachische Sprache hat sehr viele lateinische Wörter, indem Kolonisten vom Kaiser Trajan nach Dacien gesendet wurden. Von diesen Kolonisten glauben die Wallachen, die sich selbst Romanius nennen, abzustammen und hassen ihre Nachbarn, die Moldauer, von welchen sie Romaneschti genannt werden.

Im Lager bei Adajá hatte man den Besuch eini-

ger Derwische, oder türkischer Mönche. Sie waren halb nackt, und hatten einen großen weißen Mantel von grobem Tuche über ihre Schultern geworfen, und jeder trug eine eiserne Keule, an welcher mehrere Ringe von Eisen hingen, in der Hand. Sie wurden auch Bektuschys, Aufayis und Calenderys genannt. Die Gewinnsucht dieser Mönche, die für große Heilige gelten, geht so weit, daß sie für wenige Para's sich mit ihren Keulen in das Gesicht schlugen, bis das Blut nachrieselte, und daß sie sich ganz abscheulich marterten und geberdeten.

Die Bewohner dieser Provinz hatten bisher immer in Furcht geschwebt, es würde zwischen Rußland und der Pforte zu einem neuen Kriege kommen; allein, als man jetzt die russische Gesandtschaft wirklich Anstalt treffen sah, die nahe Donau zu überschreiten, da schwand diese Furcht sichtbar.

Auf einem guten Wege, der anfangs über eine Ebene und dann zwischen Eichen führte, befand man sich bald an den Ufern dieses majestätischen Stromes. Am jenseitigen linken oder wallachischen Ufer der Donau, sah man bald, wie in dünnen Nebel gehüllt, die Festung Giorgova oder Zurza, die mit ihrem Kastell, ihren Moscheen und Minarets auf einer kleinen Insel in der Donau, nahe am wallachischen Ufer liegt. Die Stadt treibt einen ansehnlichen Handel.

Etwa in der Mitte des Flusses liegt eine unbe-

baute Insel, an der man ganz nahe vorbei segelte. Gegenüber, am Ufer von Bulgarien, waren die Lager der Gesandtschaft und der Mechmendars aufgeschlagen. Diesen ruderte man zu. Rechts erhob sich am bulgarischen Ufer ein Minaret der Stadt Rustschuk oder Ruszcek, und bald lag das bulgarische Ufer, welches sehr hügelig ist, deutlich vor den Augen der Uebersetzenden. Unter Kanonenschüssen von beiden Ufern landete die Gesandtschaft.

Kaum gelandet, und ohne sich erst türkische Begleitung auszubitten, machte sich Reimers nach Rustschuk auf den Weg, um diese Stadt zu besehen. In fünf Viertelstunden ging man ungehindert über einen trockenen Graben in dieselbe hinein. Anfangs sah man nur zerstreut liegende, einzelne Häuser, dann kam man in eine Gasse, wo Buden auf beiden Seiten angebracht waren. Durch diese gelangte man zum Marktplatze, wo mehrere Reihen von Buden sich vorfanden. Ueberall grüßten die Einwohner freundlich, und bald bot ein Türke den Fremdlingen von einer Melone an, eingedenk eines Spruches aus dem Koran, der auch denen zu geben gebietet, die nicht Mahomets Glauben haben.

Die mehrsten Häuser der Stadt sind mit Mauern umgeben, damit der Harem der Frauen um so sicherer sei. Denn diese werden sehr geheim gehalten, und es ist ein seltener Fall, wenn einem ein Frauenzimmer auf der Strasse begegnet. In diesem Falle aber sind

sie tief verschleiert. Die Moscheen und Minarets sind schlecht. In den Vorhäusern dieser Moscheen wurde die türkische Jugend unterrichtet. — Die schönste Aussicht auf die Stadt hat man bei einem großen steinernen Magazine an der Donau. Dort erhebt sich die Stadt mit ihren Minarets ganz amphitheatralisch.

Am 17. August verließ die Gesandtschaft ihren Lagerplatz an der Donau. Die türkische Musik zog voran, und der Donner der Kanonen hallte nach. Der Weg war bergig; rechts waren Rebenhügel. So fuhr man in einem langen Zuge zwischen Feldern und mehrern Dörfern dahin nach dem Lager bei dem Dorfe Tschornawoda auf einer Anhöhe

Was man in dem bis jetzt durchstreiften Theile von Bulgarien an Städten und Dörfern bemerkt hatte, bemerkte man auch hier, eine Menge von Bäumen vor den Häusern in den Strassen, die den Orten ein liebliches Ansehen, und in der warmen Jahreszeit den Bewohnern Schatten gewähren.

Ein alter Bulgar begegnete Reimers auf einem Spatziergange des Abends nach dem genannten Dorfe. Er grüßte freundlich, und da die bulgarische Sprache der russischen sehr nahe kommt, so redete ihn Reimers an. Man verstand sich gut, und so erfuhr Reimers, daß in dem Dorfe ohngefähr 800 Bulgaren und 300 Türken wohnten. Erstere hätten daselbst vier

Kirchen, und seien Anhänger der griechischen Kirche; letztere hätten zwei Moscheen.

Nachdem man wegen der Kranken, welche sich bei der Gesandtschaft befanden, einige Tage der Ruhe gegönnt hatte, ließ man sich weiter ziehen von den hier zur Auspann gebrauchten Ochsen, deren Hufe beschlagen waren. Der Weg zog sich durch eine Reihe nackter Felsenberge durch eine wild schweizerische Gegend bei Torlak oder Tortukai, bei welchem Dorfe das Lager geschlagen war. Neben diesem bei Torlak lag ein hoher Berg, von dem man eine artige Aussicht in das Gewühl der beiden Lager hatte.

Der nächste Weg war zwar wieder etwas bergig; doch entschädigten dafür malerische Aussichten auf beiden Seiten desselben. Bald ging es durch Gebüsch, bald zwischen Feldern, und bald an einigen Dörfern vorbei, an denen große christliche und mahomedanische Kirchhöfe lagen, auf welchen letztern jede Grabstätte durch einen in Stein gehauenen Turban geziert ist, während auf jenen nur hölzerne Kreuze stehen.

Der oft enge Weg führte zuletzt an einem Gewässer dahin, und bald sah man die Stadt Rasgrad mit ihren vielen Minarets. Die Strassen dieser Stadt fand man schlecht gepflastert, und ebenfalls mit Buden versehen. Die Moscheen waren aus Quadern gebaut. Aus den nicht sehr üblen Häusern sahen zuweilen neugierige schöne Mädchen, jedoch meistentheils nur verstohlen.

Auf einem Berge, ohnweit Rasgrad, war das Lager der Gesandtschaft und der Capudschi-Paschas geschlagen. Von hier besuchte Reimers die Stadt noch einmal, die gleichsam in einem Walde gelegen ist. Man besuchte die offenen Moscheen, und sah dort einige Türken ihre Andacht verrichten, und einige Kaffeehäuser, welche stark besucht zu seyn schienen.

Das Lager bei Basgrad verließ man am 22sten August. Zwischen Fruchtfeldern und urbar gemachtem Ackerlande führte der Weg an verschiedenen Dörfern und Kirchhöfen vorbei. Uebrigens war bis zum Lager bei dem Dorfe Ufarlar oder Usunlar der Weg bergig, und man brauchte die 25 Werste 9 volle Stunden. Rechts von dem Lager hatte man die lange Kette des Balkan-Gebirges. Die Berge, durch welche nun der Weg führte, hatten angenehme Thäler. Bald sah man aber am Fuße eines hohen Felsenberges die Stadt Schumla, richtiger Schumna, bei der das Lager geschlagen wurde.

Neben dem Lager war ein hoher Berg, zu dem ein steiniger Felsenweg führt. Reimers bestieg ihn, und hatte dann unter seinen Füßen die ansehnliche Stadt Schumla, vor sich ein weit sich erstreckendes und von hohen Bergen ringsum eingeschlossenes, äusserst anmuthiges Thal.

Die Stadt Schumla selbst ist mit trockenen Gräben und Pallisaden umgeben, und wohl im Stande,

sich auf eine kurze Zeit wider den Feind zu halten. Lange nachdem man die Zugbrücke überschritten hat, kommt man in die Stadt. Zwischen beiden geht man links an dem prächtigen Grabe eines Pascha vorbei, wobei ein schöner Saal und ein Garten Jedermann offen stehen. Die Gassen der Stadt sind bergig, und haben wenige schöne Gebäude. Im Innern der Häuser fand man auf den Wänden Landschaftsmalereien mit grellen Farben gemacht. Die Hauptmoschee der Stadt war groß und massiv gebaut, von Innen auch, so viel man durch ein Gitterfenster sehen konnte, schön, doch nur einfach verziert. Die Mädchen und Weiber, mit denen man liebäugelte, waren schön, und schienen wirklich die neuangekommenen Moscals — so heißen die Russen — gerne zu sehen, wenn sie es auch nur verstohlener Weise thun durften.

Ehe man das Lager bei Schumla verließ, beerdigte die Gesandschaft ein am Faulfieber gestorbenes Mitglied aus dem Reichskollegium, und dann fuhr man im Thale bald zwischen Feldern, bald zwischen Gebüsch, hierauf durch den Fluß Kamtschik, und dann am rechten Ufer desselben neben mehrern Dörfern vorbei. Rechts blieb die große Kette von Felsenbergen, und nach 26 zurückgelegten Wersten kam man in das Lager bei dem Dorfe Semådowa, wo man eine Sonnenfinsterniß zu beobachten Gelegenheit hatte.

Da man nunmehr dem Balkan, oder dem Hä-

mus der Alten, sehr nahe war, so wurden mit jedem Marsche auch die Wege beschwerlicher, und das Vorrücken der Gesandtschaft ging langsamer. Sechszehnmal mußte man zunächst durch das steinige Bette des kleinen, aber vielfach gekrümmten Bayramflusses fahren. Die Thäler, durch welche er fließt, sind mit Steinen und Felsenstücken wie besäet. Himmelhohe, meistentheils mit Wald bewachsene Berge, und dann wieder hohe, nackte Felsenmassen thürmen sich an beiden Seiten des Weges empor, und man wurde tüchtig zusammengerüttelt in den Wagen.

Mehrere Stunden hatte man auf dieser unangenehmen Fahrt im Gebirge zugebracht, ehe man in ein großes, ebenes Thal kam, in welchem der zur Kultur überall fähige Boden bearbeitet ist, und worin das Dorf Tschalikawana liegt.

Den nächsten Tag, (denn bei dem genannten Dorfe lagerte man,) ward die Fahrt noch beschwerlicher. Die Fuhrwerke schauckelten von einer Seite zur anderen. Oftmals war der Weg so schmal, daß die Achsen der Wagen auf beiden Seiten an hervorspringenden Felsenmassen gerieben wurden. Durch mehrere Gewässer, welche von den Bergen herabkommen, und ihren Lauf durch die Thäler nehmen, führte der Weg an die Grenze von Bulgarien, das im Türkischen Sophia-Vilajeti, oder auch Bulgar-Ili heißt, zum alten Mösien gehörte, und 1740 Quadratmeilen Flächengehalt hat.

Bulgarien, das in vier Sandjakschaften eingetheilt wird, ist ein äusserst bergiges Land, in welchem jedoch mehr Ackerbau getrieben wird, als in der Moldau und Wallachei. Das mag wohl daher kommen, daß in Bulgarien der Landmann sein Feld ruhiger baut, und gewisser davon erndtet, weil sein Land nicht so oft der Schauplatz des Krieges ist. Aber auch noch einen andern Vorzug hat Bulgarien, und zwar dadurch, daß daselbst durch steinerne Brücken und durch häufig am Wege angelegte Brunnen für Verschönerung der Landstrassen so viel als möglich gesorgt ist.

Zwischen Bulgarien und Rumelien bildet der Kamtschik-Fluß die Grenze. Ueber diesen führt eine steinerne Brücke. Die Provinz Rumelien heißt auch Rum-Jli oder Romanien, macht das alte Thracien aus, und hält 1680 Quadratmeilen.

Dichtes Gebüsch sieht man an den himmelhohen Felsen, und beständig fortwährende romantische und pittoreske Aussichten; die vielen Berge wecken das Bild einer Schweitz, das aber augenblicklich wieder verschwindet, weil hier keine Kultur von dem Fleiße der Bewohner Zeugniß gibt, wie dort der Fall ist. Zudem läßt das Rütteln auf den Steinen im Balkan zu deutlich fühlen, daß man sich in einer türkischen Provinz befindet.

Unter vielen Beschwerlichkeiten kam man endlich

über einen hohen Berg in das herrliche Thal, worin das Dorf Dobral liegt, 18 Werste von Tschalikawan, wo man das Lager auf einem Stoppelfelde aufgeschlagen fand. Da man viele Fuhrwerke zerbrochen hatte, mußte man einen Ruhetag halten. Auch die Kranken forderten Ruhe. Nach diesem aber begann man die langweilige, Mühe machende Reise von Neuem wieder. Man machte jetzt drei Märsche hinter einander. Der Weg führte über wenig bebautes Land, mehrentheils durch Gebüsch und Eichen, und glich mehr einem Feldwege, als einer Strasse, die zu einer Residenz führt.

Reimers konnte es während des langsamen Fahrens und der großen Hitze im Wagen gar nicht aushalten. Er fand daher das Gehen auf den Fußsteigen bequemer, weil es doch zuweilen Schatten gab. Auf diesen Wanderungen sah er an sumpfigem Boden oft Schildkröten kriechen, welche hier oft genossen werden sollen. Der Schildpatt dieser Schildkröten ist zwar nicht so schön, wie jener der indischen, wird jedoch viel verarbeitet.

Nach einem Marsche von 24 Wersten kam man im Lager bei dem Dorfe Karnabad an. Dieser Ort liegt am Fuße eines Berges, und hat Mauern an der Hinterseite der Häuser. Er ist von Juden, Griechen, Bulgaren und Türken bewohnt. Die Bulgaren und Griechen zahlen der Pforte einen jährlichen Ertrag für die Erlaubniß, ihre Religion zu üben.

Das nächste Lager war 23 1/2 Werste weiter bei dem kleinen Dorfe Chaftan. Von hier nehmen die hohen Berge allmälig ab, und verlieren sich rechts im blauen Nebel; doch geht der Weg noch oft über starke Anhöhen. In den Ebenen sind Dörfer, deren Häuser mit Ziegeln gedeckt werden. Der Boden ist fett und schwarz, aber, wenig bebaut, trägt er nur Gras, das die Sonne versengt.

Endlich hatte man, nach einem großen Marsche von 28 Wersten, das Lager bei dem großen Dorfe Popasly oder Popaskioi erreicht, nachdem man über eine hölzerne Brücke über den Fluß Popas gefahren, und nun jubelte alles bei rothem Weine und schönen Früchten, daß man den Balkan im Rücken hatte.

Was man weder in der Moldau, noch in der Wallachei gesehen hatte, wenn der gesandschaftliche Zug in ein Dorf kam, sah man häufig in Bulgarien und Rumelien. Ganz von den Männern abgesondert, standen nämlich ganze Gruppen von Weibern, den Zug zu sehen, beisammen. Sie waren in weiten, schwarzen Gewändern, und hatten ein großes Tuch als Schleier über den Kopf geworfen. In der Ferne sahen sie Augustiner-Nonnen sehr ähnlich. Das Gewand der türkischen Weiber ist als ein Vorrecht vor den Christinnen bunt, gewöhnlich hellroth oder dunkelgrün. Unter demselben sieht man die langen breiten Beinkleider und gelben Pantoffeln hervorragen.

Schöne schwarze Augen zeichnen die Türkinnen aus. Die kleinen Mädchen trugen das Haar in Flechten herabhängend.

Die bulgarischen Bauern sowohl, als die griechischen in Rumelien, haben an den Hemden um den Hals und an den Aermeln einen buntgestickten Saum. Sie tragen dabei kleine Mützen von Schaffell in Form eines Turbans, mit einem gestickten Tuche umwunden. Ihre Sprache ist bald die bulgarische, bald die griechische, bald auch die türkische. Das ist in beiden Provinzen der Fall.

Von Rasgrad bis Popaskioi hatte man eine Strecke Weges von 174 Wersten zurückgelegt.

Am 4. September brach man von Popaskioi auf, durch Ebenen, dann über Berge, über die Dörfer Kutschuk-Derbent und Bujuk-Derbent, über die sogenannten Derbentischen Gebirge nach Akbünnar nach Adrianopel.

In der Nähe dieser großen Stadt ist zwar der Weg gebahnt, aber nicht immer lauft er über Ebenen. Rechts und links sieht man nichts, als ungebaute bergige Gegenden. Große Risse auf der Heerstrasse bewiesen die Größe der Hitze. Ueber einen kleinen Fluß von Weinbergen vorbei, kam man in die Stadt, schon vor derselben bewillkommt von dem Bostandschi-Pascha mit seinen Bostandschi's und Janitscharen.

Die Gegend um Adrianopel ist reitzend. Rechts

von der Stadt fließt die Tunscha in lieblichen Krümmungen. So weit das Auge trägt, ist Ebene. Der Horizont ist von einer Kette in blauem Nebel gehüllter Berge bekränzt. Die Stadt selbst liegt amphitheatralisch; in dunkeln Buchen und Pappeln erblickt man auf einer sanften Anhöhe mehrere Gebäude, und besonders die Kuppeln der Moscheen und ihrer Minarets. Nahe bei der Stadt ist ein dunkler Wald, einem alten Götterhaine ähnlich. Am Fuße des Waldes fließt die Tschuna. Durch die Bäume schimmern die Thürme und Mauern des Sultan Serai's oder des kaiserlichen Schlosses. Kanäle auf der andern Seite machen diesen Stadtbezirk zur Insel. Ausserhalb der Stadt vereinigt sich die durch dieselbe fließende Moriiza mit der Tunscha und Arda. Rechts von diesem Zusammenflusse verschiedener Flüsse liegt das von Franken bewohnte Dorfe Karagaza.

In der Stadt selbst bemerkt man hin und wieder alte Mauern mit Thürmen und Thorwegen, und über die letzteren sieht man in Stein gehauen verschiedene Zeichen, bald eine Schneiderscheere, bald einen Fisch. Wahrscheinlich gaben diese Zeichen ehemals den Thoren ihre Namen, z. B. das Schneiderthor, das Fischthor u. s. w. Diese Mauern bezeichnen vermuthlich den Bezirk des alten Adrianopels.

Die Stadt hat übrigens viele Moscheen, mehrere Hospitäler für Kranke und Wahnsinnige, und für Arme. Die merkwürdigsten Moscheen sind die des

Bajazeth und Selim des Grausamen. Die Bauart ist indessen mehr gothisch als griechisch. Das Innere der Moscheen ist einfach schön; der Fußboden ist mit feinen Schilfmatten belegt.

An einem andern Ende der Stadt, hart an der Tuncha, liegt das Sultans-Serai, eine unzählige Menge von Gebäuden, mit Blei bedeckt, Wohnzimmer, Harem und Bäder des Sultans ausmachend. Die Malerei in diesen Gemächern ist in sonderbarem Geschmacke gemacht. Das Ganze ist jedoch gut erhalten. Ausserdem sind noch die Paschas-Buden zu bemerken, welche sehr groß sind und die reichsten Waaren enthalten. Phlegmatisch sitzt der Eigenthümer einer solchen Bude da, wedelt sich die Fliegen, und zieht langsam den Rauch seiner Pfeife in den Mund, um ihn dann in wirbelnden Zügen durch die Nase zu jagen. Die Wohnung des Gouverneurs der Stadt liegt am schönsten Platze, und hoch. Die Zimmer derselben sind in türkischem Geschmacke verziert. Der Saal athmet Wohllust, und ist auf zwei Seiten offen, die Stadt beherrschend in einer schönen Aussicht. Weißgepolsterte Divans umgeben denselben, und in der Mitte erfrischt ein Springbrunnen mit klarem Wasser. Von unten strömt der Duft der Gärten, und hier könnte selbst im stärksten Anfalle von Spleen niemals ein Engländer einen Selbstmord begehen. Uebrigens sind die Häuser der Stadt eng gebaut, und enthalten an 80,000 Einwohner.

Nachdem man Adrianopel oder vielmehr das Lager bei dieser Stadt verlassen, kam man zunächst in das Städchen Chalfsa. Von da zog man durch ungebaute und bergige Gegenden weiter. Später kam man wieder in Ebenen, zwischen Weinbergen hindurch, in das Lager bei Eski Baba, welcher Flecken am Flusse Habsa liegt. Das nächste Lager war bei Burgas, ohngefähr zwanzig Werste weiter. Auf dem Wege dahin bemerkte man hin und wieder aufgeworfene Rasenhügel, Kennzeichen, daß bei wichtigen und ernsthaften Kriegen hier der Großvezier mit der heiligen Fahne, mit dem Sandschak-Scherif, stand.

Kurz vor Burgas ist der Weg gepflastert. Ehe man zur Stadt kommt, übersieht man sie ganz von dem Gipfel eines Berges. Vor der Stadt schlängelt sich der Fluß Rimma, über welchen eine steinerne Brücke geht. Zwischen Bäumen sieht man die Moscheenkuppe n der Stadt, und das Ganze gewährt einen hübschen Anblick.

In der Nähe von Burgas sah man einen Gespießten, einen Neger, wahrscheinlich einen Straßenräuber. Diese Strafe des Spießens, eine der grausamsten, ist in der Türkei sehr gewöhnlich, eben so wie die, den Menschen bei dem Ohre anzunageln, z. B. einen Bäcker, der das Brod zu klein gebacken.

Durch langweilige Ebenen kam man wieder weiter nach Bujuk-Karistaran. Unterwegs hatte

man die Freude indessen, überall an den Heerstrassen hellspringende Fontänen zu sehen. Das Dorf Bujuk-Karistaran selbst ist nicht sehr bedeutend; doch hat es eine schöne Moschee und einen großen Khan.

Seitwärts von der Heerstrasse, eine Stunde von Bujuk-Karistaran liegt Messina, ein kleiner Ort mit dem Serai eines ehemaligen Tatarchans. In diesem Orte findet man auch noch Ueberbleibsel alter Festungswerke.

Der nächste Marsch führte durch nackte bergige Gegenden, ohne Abwechslung, über den ziemlich bedeutenden Fluß Ergina auf einer langen Brücke, dann auf einer kleinen über die Warna, wo nahe dabei der Flecken Tschorlo lag, den man nicht besuchte, weil gerade die Pest dort herrschte.

Am folgenden Morgen zog die Gesandtschaft ganz nahe an diesem Flecken vorbei, zwanzig Werste weiter. Sie bestieg einen Berg und sandigen Boden.

Später ergötzte sich das Auge wieder am schönen Grüne der Rebenfelder, welche untermischt mit Bäumen eine lange Strecke am Wege fortlaufen. Der Weg selbst ist hier gut, und führt über Berge. Rechts ist eine noch höhere Gebirgskette. Gerade vor sich hin sieht man weit in das Meer von Marmora, und bald kommt man über den Fluß Anapli in ein großes Thal, in diesem zu dem Dorfe Kinikli.

Rechts, 15 Werste entfernt, liegt Heraklea, ein ehemals berühmter Seehafen am Meere von Mar-

mora. Der Weg dahin führt über Berge, dann auf einer Heerstrasse, durch ein Dorf, zwischen Ackerfeld und Baumwollenpflanzungen. Links sieht man das Meer. Heraklia selbst dehnt sich, an Felsenbergen gebaut, ziemlich weitläuftig aus. Zur Stadt selbst führt ein gepflasterter Fußsteig. Von oben übersieht man den Golf. Links liegt Seliwria in Dünste gehüllt.

Die Stadtmauern sind fast in Trümmern. Uebrigens ist eine griechische Kirche, dem heiligen Georg geweiht, noch ziemlich gut erhalten. Auch sieht man noch Spuren von der ehemaligen Befestigung des Ganzen, die von den Genuesen stammt.

Der Berg selbst, auf welchem Heraklia liegt, bildet eine Halbinsel. Von diesem übersieht man eine große Strecke des Marmormeers, das seinen Namen von einem Felsen hat, der in der Ferne sich im blauen Nebel hoch in die Lüfte erhebt, und, als Eiland, von 200 Einwohnern bewohnt ist, welche sich vom Fischfange nähren. Heraklea selbst hat jetzt noch 60 Häuser, oben am Berge von Griechen bewohnt, und etwa 30 Gebäude unten am Fuße des Berges, von Türken bewohnt. Die Griechinnen sah man hier unverschleiert gehn. Von Heraklea bis zu den vom Sultan Amurath IV. angelegten Dardanellen rechnet man 120 Werste.

Nach einem Ruhetage bei Kinikli zog man wieder seine Strasse durch langweilige, mit einer eige-

nen Grasart bedeckte Ebenen. Links hatte man eine hohe Kette von Bergen. Dann kam man wieder über ein Paar steinerne Brücken unbedeutender Flüsse. Von der Höhe eines Berges hatte man das Marmormeer im Auge. An diesem fuhr man, bergab kommend, eine Strecke, dann wieder über Berge und dann neben Ackerland in eine schöne Gegend. Rechts lag das Meer mit mehrern Fahrzeugen bedeckt, und an dem Gestade desselben erhebt sich mit ihren Moscheen und Minarets die Stadt Seliwria. Ueber derselben, am jenseitigen steilen Felsenufer, ragt ein altes Gemäuer hervor, und hinter diesem erhebt sich ein kleiner Wald. Links von der Stadt in einer Ebene wurde das Lager der Gesandtschaft geschlagen.

Die Stadt Seliwria hat einen schlechten Hafen, eine verfallene Citadelle, von Genuesen gebaut, schöne Spatziergänge, eine Menge Khan's und viele Buden, auch zwei griechische Kirchen. Hinter der Citadelle gibt es schöne Nebengebäude, Feigen und Baumwollenpflanzungen. Die Aussicht auf das Meer ist entzückend.

Am 21. September brach man in Seliwria wieder auf. Ueber Berge, zwischen Rebenfeldern hin, dann über eine Landzunge, die sich weit in das Meer erstreckt, und später am Gestade desselben kam man durch den Flecken Bagados. An den Bergen und in den Thälern liegen mehrere Dörfer zerstreut. Von Bagados führt der Weg auf einer sehr langen Brü-

cke über eine weite Bucht, Lago del ponte grande genannt, nach dem Flecken Bujuk-Tschekmedgé. Am linken Ufer des Meerbusens liegen ein Paar Dörfer, äusserst malerisch. Die Gegend ist sehr bebaut.

Vom genannten Flecken ging es auf gutem Wege über einen hohen Berg, wo man eine der reizendsten Aussichten auf das Meer und Land hatte, auf Gehölze und zerstreut liegende Ortschaften. Dann kam man in der Nähe von Kutschuk-Tschekmedgé an den Lago del ponte picolo, über welchen Meerbusen eine steinerne Brücke in den genannten reizenden Flecken führte. Ueberhaupt fand man die Landschaft um Kutschuk-Tschekmedgé sehr angenehm. Von da führte der Weg durch eben so reizende Gegenden, seitwärts von der großen Fahrstrasse nach Konstantinopel, nach St. Stefanos, wo die Lager für den Gesandten und dessen Mechmendars geschlagen waren. Ehe man aber noch diese Lager erreichte, hatte man den herzerhebenden und erfreulichen Anblick, über das Marmormeer und die in demselben gelegenen Prinzen-Inseln das große Stambul mit seinen unzähligen Minarets, wie im Nebel gehüllt zu sehen. Auch die Küsten von Kleinasien entdeckte man am jenseitigen Ufer des Marmormeers. Der Gedanke, diese große Stadt bald näher kennen zu lernen, begeisterte alle denkenden Personen der Gesandtschaft, man dankte allgemein und laut der Mo-

narchin, deren Güte diese Reise in das paradiesische Land gewährt hatte, und man bedauerte nur, daß es von Barbaren bewohnt und beherrscht war.

Das bei der Stadt St. Stefanos aufgeschlagene Lager war überaus prächtig, weil daselbst der Gesandte von dem ersten Dragoman der Pforte bewillkommt werden sollte. Das für den Gesandten selbst bestimmte Zelt schätzte man auf 30,000 Piaster Werths. Das Ganze hatte ein theatralisches Ansehen. Innen lag ein herrlicher persischer Teppich, und ein Divan von kostbarem Drap d'or lief um die Wände von Drap d'argent. Das Zelt selbst war von feinem Baumwollengewebe.

Blumen in gläsernen Vasen, und herrliche Früchte waren die Geschenke, die man brachte, und vielfach besucht wurde der Gesandte von Herren des diplomatischen Corps in Pera. Auch andere Leute lockte der Glanz des Lagers herbei, in welchem man sich für den prachtvollen Einzug in Konstantinopel vorbereitete.

Die Stadt oder vielmehr der Flecken St. Stefanos liegt hart am Meere, sehr angenehm, und ist von Griechen bewohnt. Wenige Häuser sind gut gebaut.

Es mag nicht ohne Interesse seyn, die Wegesstrecken von Kriulen bis Konstantinopel zu kennen. Ich setze daher dieselben nach Reimers Angabe hieher.

Von	Kriulen	bis	Boschkana	sind	15	Werste.
"	Boschkana	"	Kischnåva	"	25	"
"	Kischnåva	"	Kalarasch	"	40	"
"	Kalarasch	"	Jassy	"	55	"
"	Jassy	"	Byrlat	"	123	"
"	Byrlat	"	Rimnik	"	95	"
"	Rimnik	"	Buchareſt	"	100	"
"	Buchareſt	"	zur Donau	"	67½	"
"	der Donau	"	Rasgrad	"	75	"
"	Rasgrad	"	Schumla	"	37½	"
"	Schumla	"	Karnabad	"	85	"
"	Karnabad	"	Adrianopel	"	108½	"
"	Adrianopel	"	Burgas	"	73	"
"	Burgas	"	Seliwria	"	86½	"
"	Seliwria	"	Stambul	"	69½	"

Zwanzig Werſte aber machen gerade drei deutſche Meilen aus.

Bei ſchlechtem Wetter und an einem kalten Morgen verließ man das Lager bei St. Stefanos, um nun endlich bald in Konſtantinopel einzuziehen. Zehn Werſte weit war der Weg bergig; anfangs führte er zwiſchen Felſen, und dann hart am Marmormeer. In dieſem ſieht man die ſchön bebauten Prinzeninſeln und in der Ferne einen hohen Felſenberg, an welchem die beſten Auſtern in dieſer Gegend gefangen werden. Hierauf fuhr man durch ein angenehmes Dorf, und dann kam man zu einer Fläche, wo 120 herrlich geſchmückte Pferde ſich vorfanden aus dem Stalle des

Großherrn, damit darauf die Gesandtschaft ihren Einzug in Konstantinopel halten möchte. Jeder dieser schönen arabischen Hengste ward von einem kaiserlichen Tschokadar oder Bedienten bei dem Gebisse gehalten. Letztere, unter welchen viele Neger, waren alle in Sammt und Atlas prächtig gekleidet. Ueber den Pferden hingen große atlassene Decken, die fast über das ganze Pferd herab reichten. Auch die Sättel waren mit solchem Atlas überzogen, und vergoldete Steigbügel hingen daran herab. Für den Gesandten war das schönste Pferd, das auch zugleich am reichsten ausgeschmückt war, ausgesucht.

Nachdem sich das Gesandtschaftspersonal nach dem Range in Reihe und Glied geordnet hatte, begann der Zug. Die Ordnung war dieselbe, wie bei den Einzügen in Jassy, Bucharest und Adrianopel. Der Zug ging zuerst nach Dawud-Pascha, wo der Gesandte von dem vorausgegangenen russischen Militair-Commando mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen und auch vom Janitscharen-Aga, von Bostangis und Janitscharen empfangen wurde. Alle diese Leute waren in prächtigen Uniformen, die aber nach ihrem Range so verschieden waren, daß dieser zu einem Rendezvous bestimmte Platz das Ansehen eines Carnavalplatzes darbot. Zudem ist die Gegend von Dawud Pascha sehr reizend.

Hier in schönen Zelten wurde die Gesandtschaft auf Kosten des Großherrn bewirthet. Zuerst reichte

man Kaffee herum. Dann kamen nach etwas langer Pause die Tschokodars in das Zelt, wo gespeist wurde, und breiteten eine große seidene Decke über die Beine der auf dem Divan Sitzenden, stellten einen Schemel in die Mitte, und auf diesen eine große runde messingene Platte. Dann wurde jedem ein schön gesticktes Baumwolletuch über die linke Schulter geworfen, das während des Essens als Serviette dienen sollte. Hierauf ließ man die Speisen in größter Unordnung auf einander folgen, bald ein süßes Compot, bald einen gesalzenen Fisch, bald Pilaff, bald Braten. Dem Botschafter wurde eben so, nur auf einer silbernen Platte gereicht. Zu den flüssigen Speisen bediente man sich runder Löffel von Schildpatt, mit einem langen und schmalen Stiele. Messer und Gabel kannte man nicht, und das Fleisch wurde mit den Fingern zerrissen und zum Munde geführt. Scherbeth diente zum Getränke. Nach dem Tische trank man wieder Kaffee, wie es Sitte ist, ohne Zucker und Rahm.

Nach aufgehobener Tafel begann der eigentliche Zug zu dem noch zwei Werste entfernten Constantinopel. Voran zog die russische Hornmusik. Dieser folgte das Commando der Infanterie mit aufgepflanztem Bajonette und fliegender Fahne, dann zog die Kavallerie, und nach dieser Alles paarweise in Pomp fürbaß. Das schönste Wetter begünstigte den Zug.

Wie bei den bisher gesehenen türkischen Städten liegt auch ein Memento mori kurz vor dem Eingange

nach Konstantinopel. Unübersehbare Kirchhöfe ziehen sich bis unter die Mauern der Stadt. Zwischen denselben schlängelt sich der schmale gepflasterte Weg im Schatten von Thränen-Weiden und Cypressen. Turteltauben girren in den Gipfeln, und am Fuße derselben plätschern liebliche Fontänen. Endlich ritt man durch das plumpe Thor von Adrianopel in die Stadt, und zwar in den Theil, den man das Fanal nennt.

Im Fanal, wo mehrentheils Griechen wohnen, sah man im Vorbeireiten herrliche Mädchen und Frauen durch die Fenster schauen, und so hatte man, wenn der Zug bisweilen stockte, eben keine Langeweile in den engen Gassen.

Aus dem Fanal kam man in den Theil der Stadt, den man Balata nennt, welcher ebenfalls enge Gassen hat, und von Juden bewohnt ist. Hier sah man schöne Jüdinnen. Nach Balata folgt Ejub, ein Theil der Stadt, der nur von Türken bewohnt ist. In Ejub sind die Strassen etwas breiter, und man sah da weder einen Türken, noch eine Türkin, nur eine Hecke von Janitscharen auf beiden Seiten.

Die ebengenannten Quartiere der Stadt sind so weitläufig, daß man einige Stunden in denselben zubrachte. Kaum aber war man vorüber, so befand man sich bald in Ebenen, bald auf Bergen, wo man vor sich auch nicht eine Spur einer großen Residenz sieht. Nur im Rücken hat man eine herrliche Aussicht auf

die Moscheen, und rechts auf den Hafen mit den Kriegsschiffen.

Der Weg läuft nun eine gute Strecke langweilig und einsam zwischen hohen Bergen fort; aber dann ändert sich die Scene und links entdeckt man ein reizendes Thal, in welchem sich ein schöner Fluß über blumige Wiesen zwischen hohen Bäumen lieblich schlängelt. Die Franken nennen diese Gegend das süße Gewässer, die Türken Kéaghidkhane. Hart am Flusse liegt ein schöner Keoschk, oder Pavillon des Großherrn.

Nachdem man vor einer steinernen Brücke über diesen Fluß im Grünen ein wenig ausgeruht hatte (denn die türkischen Pferde-Sättel waren sehr hart), zog man unter stark belaubten Bäumen dicht am Kanal fort, und bog rechts auf einen steilen felsigen Berg hin. Die Janitscharen zogen voraus, um eher in Pera anzukommen.

Die Sonne ging unter, und es fing an bei dem heitern Abende etwas kühl zu werden. Im Zwielicht ritt man eine Strecke weiter, und dann wurden die hundert großen Wachsfackeln angesteckt, die von eben so vielen gut gekleideten russischen Matrosen getragen wurden. Diese waren zu dem Endzwecke von den im Hafen liegenden russischen Kauffarthei-Schiffen dahin beordert worden, und gingen auf beiden Seiten des Zuges. Auf diese Weise ritt man an dem gleich vor Pera liegenden Kirchhofe der Franken vorbei, und in

Pera's lange Gasse ein. Aus allen Fenstern sahen hier schön geputzte Damen. Endlich kam man in dem geräumigen Hofe des russischen Palastes an und da stieg Jedermann von seinem Pferde, dem Tschokodar, der neben dem Pferde gegangen war, ein Trinkgeld in die Hand drückend. Eine köstliche Abendmahlzeit, die der Obrist Chawastow hatte zubereiten lassen, und in einem großen Saal aufgestellt wurde, endigte die Feierlichkeit des Einzuges, und jeder bezog die durch den Quartiermeister bestellte Wohnung in Pera.

Reimers hatte das Glück eine Wohnung zu bekommen, die ihm am nächsten Morgen eine unvergleichliche Aussicht gewährte. Unter ihm (denn Pera liegt auf einer starken Anhöhe) lag die Vorstadt Top-Hana, dießseits des Hafens. Ueber diese hinweg sah er einen Theil des thrazischen Bosphorus oder des Kanals, die Küste von Klein-Asien, und auf dieser Scutari, eine andere ebenfalls zu Kostantinopel gehörige Vorstadt. Ueber Scutari sah er weit nach Anatolien hinein, rechts bis zur Landzunge von Chalzedonien. Dort verschönern hohe Gebirge und anmuthige Thäler das reizende Gemälde. Noch weiter rechts erblickte er das Marmor-Meer, die Prinzen-Inseln und auf der andern Seite die Spitze des Sultan-Serai's.

Mit der Schilderung des Einzuges in Konstantinopel schließt der erste Theil von Reimers Reise.

II.

Der zweite Theil von Reimers Gesandtschaftsreise liefert uns auf 23 Seiten in Quart eine Beschreibung der Stadt Konstantinopel, der Vorstädte derselben, der umliegenden Gegenden, der Audienzen bei dem Großherrn und dem Großvezier, der Festlichkeiten bei sechs Ministern der Pforte, der Merkwürdigkeiten in der Residenz und um dieselbe, und dann Bemerkungen über Sitten und Gebräuche der Türken, während eines Aufenthaltes von sieben Monaten in Konstantinopel. Da nun aber hierüber bereits in früheren Bändchen dieser Taschenbibliothek schon Ausführliches gegeben worden, und aus dieser Reise Neues nicht hinzugefügt werden kann; da überhaupt Reimers in diesem Theile besonders aus Dallaway, Sauve Boeuf und Mouradgea d'Ohosson, deren Werke noch im Auszuge mitgetheilt werden sollen, geschöpft hat, so übergehen wir diesen Theil der Reimersschen Werkes ganz, und wenden uns, wenn wir den Empfang des russischen Bothschafters geschildert haben werden, sogleich zur Mittheilung aus dem dritten Theile, durch welche die Ansicht von dem gegenwärtigen Kriegsschauplatze nur vervollständigt wird. Hiefür aber wird uns der Leser mehr danken, als wenn ihm stets dasselbe über eine Stadt, deren Bewohner, Sitten und Gebräuche und Merkwürdigkeiten, nur mit etwas anderen Worten geboten

würde. Reimers hat zwar einige Spaziergänge auf Asiens Küste gemacht; allein wir können auch diese übergehen, da sie nichts Neues von dieser Seite bieten, und nur Wiederholungen der schon früher Gegebenen sind.

Nachdem die Gesandtschaft bereits acht Tage in Konstantinopel, der Botschafter von allen Herren des diplomatischen Corps besucht worden war, und wieder Gegenbesuche gemacht hatte, besah man einstweilen die Stadt, bis es dem Sultan gefiel, dem Botschafter Audienz zu geben. Dieses geschah endlich am 20. October 1793 unter großem Pomp. Um 10 Uhr nahm die Ceremonie ihren Anfang. Die Livrebedienten und die Offizianten eröffneten den Zug, hinter ihnen ritten der Capudschi-Bascha und der Tscherbadschi oder der Capitain der im russischen Palaste wachenden Janitscharen. Hierauf folgten Paarweise der Legationsrath, der Gesandtschafts-Marschall, die Cavalliere, die Gesandtschafts-Sekretäre und endlich der Botschafter in seiner Portechaise, umgeben von achtzehn Gardesoldaten. Den Zug beschloß das übrige große Gefolge. In dieser Ordnung ging er durch Top-Hana an das jenseitige Ufer von Stambul zu der Wohnung des Großveziers, oder zu dem Serai sadr Aly.

Im ersten Hofe dieses weitläufigen Gebäudes stieg das Gefolge, im zweiten der Botschafter vom Pferde; denn er ließ sich nur bis zum Ufer tragen. Der erste

Dragomen empfing ihn an der Treppe, und führte ihn mit den Vornehmsten des Gefolges in den Saal. In demselben Augenblicke trat auch der Großvezier von der entgegengesetzten Seite ein. Beide verneigten sich langsam gegen einander, und begaben sich an ihre Plätze. Dem Großvezier zur rechten Seite stand der Reis-Effendi, zur linken aber der Kehajabey. Nun übergab der Gesandte stehend dem Vezier sein Beglaubigungsschreiben, das auf ein Kissen neben denselben von dem Vezier niedergelegt wurde. Dann ließ sich der Vezier auf den Divan, der Gesandte aber auf einen gegenüber stehenden Lehnstuhl nieder. Dem Botschafter zur Seite saß der Geschäftsträger, Oberster Chwastow und das übrige Gefolge stand rund um ihn.

Nachdem man nun den Zweck der Gesandtschaft durch die Dragomane dem Vezier kund gethan hatte, bat man um eine baldige Audienz bei dem Sultan selbst, um ihm die Bestätigung des Friedens, und die freundschaftlichen Gesinnungen der großen Katharina zu melden. Alsdann überreichte der Botschafter die Geschenke an den Vezier, und empfing wieder Gegengeschenke von diesem. Besonders theilte man von dieser Seite an das vornehmste Gesandtschaftspersonal das türkische Ehrenkleid, den Chaftan aus, welcher bei den Türken die dem Gesandtschaftspersonal so nothwendige, und vor Beleidigungen des rohen Pöbels sichernde Achtung bewirkt. Ein Festmahl beschloß diese Audienz.

Den ersten November erhielt auch der Botschafter die Antrittsaudienz bei dem Sultan selbst, nachdem Tags vorher die reichen Geschenke an denselben übermacht worden waren. Der Empfang in dem Serai des Großherrn war eben so ceremonienreich; nur daß alle festlicher geschmückt und eine größere Zahl dienstbarer Glanzträger zugegen waren. Die Audienz wurde ebenfalls mit einem Festmahle beschlossen, nachdem man sich bei der Audienz selbst manche Erniedrigungen hatte gefallen lassen müssen.

Nach der Audienz bei dem Sultan verfloß die Zeit des Aufenthaltes in Konstantinopel unter Festen und Spatziergängen, an welchen das diplomatische Corps oft Antheil nahm. Die türkischen Großen trugen bei den von ihnen veranstalteten Festen ihren ganzen Stolz und Glanz zur Schau, aber auch der Botschafter ließ nichts mangeln, um seinem Hofe Ehre zu machen.

Ehe der Botschafter wieder abreisete, machte er dem diplomatischen Corps seine Besuche, und dann erhielt er unter gleichen Ceremonien die Abschiedsaudienz bei dem Sultan und Vezier des Reichs. Reimers hatte von dem Gesandten die Erlaubniß erwirkt, die Rückreise über das schwarze Meer zu machen, und trennte sich so von dem Gefolge des Botschafters, welches wieder über den Balkan zurückzog, um an der Grenze der Moldau die Auswechselungs-Ceremonie mit dem aus Petersburg ebenfalls wieder heimzie-

henden türkischen Gesandten noch einmal zu wiederholen. Reimers nahm herzlichen Abschied von seinem Botschafter, und dieser reiste am 15. März 1794 von Konstantinopel ab, während Reimers daselbst noch auf günstigen Wind harren mußte, um in das schwarze Meer zu stechen.

III.

Beschreibung der Reise von Konstantinopel über das schwarze Meer nach Taurien, und aus dieser Halbinsel durch die nogajische Tatarei oder die Krimmische Steppe, die Jekaterinoslawische, Charkovsche, Kurskische, Orelsche, Tulische, Moskovische, Twerische, Novgorodsche und St. Petersburgische Statthalterschaften nach Petersburg.

Am 17. April verließ Reimers die Residenz der Sultane, nachdem er sich dem russischen Minister und seinen übrigen Bekannten in Pera empfohlen hatte. Bei Tophana schiffte er sich mit seinem Gepäcke in ein Boot, und nun fuhr er links den Kanal hinab nach Dalma-baktschi. Hier lag das Schiff vor Anker, das ihn nach Taurien bringen sollte, und hier erwartete schon ein Freund, Namens Schmidt, den er in Pera hatte kennen lernen, ihn am Bord des Generals di Ribas.

Bald lichtete man die Anker, und nun ging es rasch den Kanal hinab. Man fuhr sehr nahe an dem

europäischen Ufer, und ergötzte sich an der Aussicht auf zwei Welttheilen. Nachmittags um drei Uhr war man im Golf von Bujukdere, wo man das russische Palais mit sieben Kanonenschüssen begrüßte, und ankerte, weil es Windstille geworden war.

Man stieg an das Land, besah dieses schön gelegene Palais und dessen herrlichen terrassirten Garten, und ließ sich von den Liedern der Nachtigallen ergötzen.

Am folgenden Morgen früh vor Sonnenaufgang waren alle munter im Schiffe. Ein frischer Südwind trieb zum Lichten der Anker, und bald war man aus dem Kanale in das schwarze Meer gefahren. Das schwarze Meer heißt bei den Türken Kara Denitz.

Die Oeffnung des Kanals wird dem Seefahrer in nebelichen Nächten äußerst schwer zu finden, weil die auf den europäischen und asiatischen Ufern gebauten Fanars sehr selten erleuchtet sind. Auf der rumelischen Küste sah man jetzt deutlich zwei Forts, die aber sehr zwecklos und schwach angelegt sind, und den in den Kanal fahrenden Schiffen wenig Schaden thun können. Der Kanal selbst ist bis zu seiner Mündung sechs Stunden lang, und hat malerische Ufer, welche an romantischer Schönheit die Ufer des Rheines von Mainz bis Coblenz weit übertreffen.

Kaum war man aus dem Kanal, so sah man weit in das Meer, und bald verlor man die Küsten aus dem Gesichte. Auf dieser Fahrt raffte ein plötzliches Fieber den Capitain des Schiffes in das Reich des

Todes und man sah sich genöthigt, da man einen schlechten Steuermann hatte, einem andern Schiffe nur nachzusegeln, und dasselbe zu bitten, sich nicht zu weit zu entfernen.

Dieses geschah besonders deßwegen, weil die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere gefährlich ist, hauptsächlich dann, wenn die Steuerleute nichts taugen. Der Umfang des schwarzen Meeres ist nicht groß, und daher kommt, daß bei Stürmen die Wellen sich nicht ausdehnen können, und um so gefährlicher werden.

Auf der Rhede von Koslov angekommen, mußte man See-Quarantaine halten. Die Ufer dieser Halbinsel, die jetzt offen vor den Augen unsers Reisenden lagen, sind flach und sandig. Rechts nach Sebastopol erheben sich hohe Berge. Im Hintergrunde des Meerbusens laufen die ansehnlichen Mauern der Stadt Koslov in einer langen Strecke hin, und über diese ragt eine schöne Moschee hervor. Weiter sieht man den Thurm einer mit Blech gedeckten russischen Kirche. Auf jener ruft der Muezzin zum Gebete die Türken, auf dieser ruft die Glocke. An beiden Enden der Stadt sieht man viele Windmühlen.

Links in einiger Entfernung von der Stadt steht das kleine Quarantainegebäude zur Aufbewahrung der aus der Levante kommenden Waaren. Auch halten daselbst die aus der Türkei kommenden Passagiere und

Schiffer ihre Quarantaine ab. Für die Bequemlichkeit dieser letzteren ist hier wenige Sorge getragen.

Am fünften Mai (1794) verließ Reimers und mit ihm auch sein Freund Schmidt, durch Verwendung eines gewissen Arztes Sauron das Schiff, welches die Pest haben sollte, weil sein Capitain so plötzlich gestorben. In einem Zelte, ohnweit des Quarantaingebäudes auf dem Sande, schlug man seine Wohnung auf, um da drei Wochen in Contumaz zu seyn, wenn man dieselbe nicht abkürzen könnte. Hiezu hatte man nämlich eine Bittschrift an den Gouverneur von Taurien, der in Simpheropol war, durch einen gewissen Hofrath Hochfeld aus Simpheropol eingereicht. Man vergnügte sich, so gut man auf dem Sande konnte, im Zelte mit Lesen und Plaudern, außer dem Zelte mit Spatziergängen am Ufer.

Nach sechs Tagen brachte endlich der Hofrath die Erlaubniß zum Verlassen der Quarantaine, und nun zog man in die Stadt Koslov, tatarisch Jeslewa genannt, griechisch Jewpatoriae.

Die Stadt liegt unter 46° 25′ der Breite und 49° Länge, ist weder groß, noch schön, und ist besonders durch ihren Weizenhandel nach der Türkei und dem übrigen Europa berühmt. Die Gegenden um die Stadt sind flach und unangenehm. Unübersehbare Steppen mit niedrigem, von der Hitze verdorrtem Grase ermüden das Auge. Es wächst kein Baum daselbst, und

der gemeine Mann, der die Holzkohlen aus Anatolien nicht bezahlen kann, kocht und wärmt sich seine Speisen bei einem Feuer von Kuhmist und Stroh. Die Einwohner von Koslowo bestehen aus Russen, Tataren, Griechen, Juden und Zigeunern. Uebrigens hat die Stadt schöne Salinen und einen bedeutenden Handel mit Schaaffellen aus Anatolien. Die Ausfuhr ist für die Krone von Rußland sehr beträchtlich.

Am 18. May verließen die Reisenden Koslov. In Kübitken fuhren sie auf gutem Wege durch eine große Ebene nach Sevastopol. Links sah man einen kleinen Salzsee, jenseits desselben verschiedene kleine tatarische Bauernhütten, rechts aber hatte man die Aussicht auf das schwarze Meer. In einiger Entfernung erhebt sich vorne eine Kette von Bergen, über welche der 1300 Fuß hohe Tschaturdag hervorragt in der Form eines Zeltes.

Da man, als der Abend kam, zu fern von einem Dorfe war, so schlief man in Mäntel gehüllt in den Kübitken, welche langsam fortfuhren. Endlich befanden sich die Reisenden am Flusse Alma, durch dessen seichtes Bette sie fuhren. Längs demselben standen Fruchtbäume und Pappeln. Rechts ließ man das weitläuftige Dorf Alma.

Am Flusse liegen hin und wieder kleine Felsenberge, und von nun an wird die flache Gegend durch kleine Berge abwechselnder. Man trifft schon Felder

und große Schaaf- und Hornvieh-Heerden an. Anderthalb Stunden weiter kam man in das Dorf Kadge, am Flusse gleiches Namens. Von da fuhr man weiter, erst durch einen kleinen Bach, und dann längs einem hübschen Wäldchen. Immer bergiger wurde es jetzt, und dadurch wurde auch die Aussicht immer abwechselnder. So sah man schon in der Ferne von einem Berge die Masten der bei Sevastopol liegenden Schiffe gleich Bäumen vom festen Lande hervorragen. Ehe man noch auf die schöne Poststrasse von Bagschifarai nach Sevastopol kam, legte man auch eine ansehnliche Strecke Weges im Schatten von Kirschen-, Aepfel- und Quitten-Bäumen zurück, in deren Zweigen die Nachtigallen schlugen.

Der Weg, auf welchem man fuhr, war ausserordentlich gut. Rechts sah man das Meer, und gerade vor sich den schönen Meerbusen von Sevastopol mit allen den vielen dort befindlichen Kriegsschiffen. Diese liegen in den tiefen Wasserarmen, welche sich in das Land ziehen. Ueber einen solchen Wasserarm erhebt sich amphitheatralisch der unter russischer Regierung neu erbaute Theil der Stadt, und über diesem schließt eine auf dem Gipfel des Berges in schönem Styl gebaute russische Kirche die Aussicht.

Die Stadt Sevastopol liegt unter 44° 41′ nördlicher Breite, hat gegen 20,000 Einwohner, einen vortrefflichen Hafen und eine anziehende Umgebung, welche durch manche Ruinen aus den Zeiten der Blüth-

des alten Chersones und des Mithridates von Pontus noch interessanter werden. Besonders anziehend ist die Aussicht aus der nahe dabei liegenden Ruine der alten genuesischen Festung Inkerman, in deren Nähe die bekannte Seifenerde, Keffa genannt, gegraben wird. In dieser Gegend stand auch der Tempel der Diana, wo Orestes und Pylades den Beweis der größten Freundschaft gaben, und mit Iphigenia glücklich nach Griechenland entkamen. (S. Göthe's Iphigenie in Tauris.)

Von Sebastopol reisete Reimers über den kleinen Fluß Belbek. Zur linken Hand hatte man hohe Berge, zur rechten gutes Ackerland und schöne Wiesen mit hohen Pappeln. Der Weg war gut, und so kam man bald in das, 15 Werste entlegene kleine tatarische Dorf, Diwankioi, wo man in den Kübitken übernachtete, weil keine Herberge sich öffnen wollte. Am nächsten Morgen setzte man die Reise zwischen Bergen und in anmuthigen Thälern 16 Werste fort, bis nach Bagschisarai, eine schöne Stadt, die ehemalige Residenz der krimmischen Chane. Die Häuser waren niedrig, wie alle der Tataren, und ihre Anzahl mochte ohngefähr 3000 seyn. Die Strassen erinnerten an Jassy und Bucharest. Das große Serai der Stadt ist in türkischem Geschmack gebaut, und in mancher Hinsicht prächtig, sowohl im Aeusseren als im Inneren. Auf der einen Seite der Stadt ist eine schöne von hohen Felsen umschlossene

Wiese, und auf der andern zieht sich ein nackter Felsenberg, der immer die Stadt zu begraben droht, so herabhängend ist er.

Von dieser Stadt machte man einen Spazierritt nach Tschifutt-Khale oder der Judenfestung. Der Weg dahin führte durch wild-romantische Gegenden, die man in der Schweitz nicht malerischer findet, und nach drei Wersten Weges war man am genannten Orte. Diese Festung, von den Genuesen erbaut, liegt auf einem Felsen, von welchem man weit in das schwarze Meer sehen kann, ist aber nicht bedeutend. Sie wird nur von Juden bewohnt, und zählt 220 Häuser.

Von Bagschisarai hatte man 30 Werste nach Simpheropol. Der Weg dahin ist gut, führt größtentheils durch bergige Gegenden, zwischen Ackerfeld und Wiesen, durch ein angenehmes Thal, und in diesem über den Fluß Alma. Sodann kam man nach Simpheropol selbst. Diese Stadt, auch Akmetsched genannt, liegt unter 45° 12′ Breite und 51° 47′ Länge, in einer Ebene. Sehenswerth sind daselbst die neuen Gouvernementsgebäude. Die Einwohnerschaft besteht aus Tataren, Juden und Russen.

Nachdem man sich einige Tage in Simpheropol bei Freunden und Bekannten verweilt hatte, brach man auf, die Reise in das Innere Tauriens vorzunehmen: denn dieses schöne Land, das so oft an

die Schweiz und Italien erinnert, durfte nicht ungesehen bleiben. Da indessen dem Leser dieser Taschenbibliothek nicht viel mehr nützt, diese Reise Reimers an diesem Orte zu kennen, weil Taurien zu Rußland gehört, und später in Reisen durch dieses große Reich ausführlicher beschrieben werden wird, so will ich unsers Reisenden Pfad nur mit kurzen Bemerkungen verfolgen. Dieß soll auch nur bis dahin geschehen, wo er in Elisabethgrad wieder mit der Gesandtschaft selbst zusammentrifft. So wird die Vollständigkeit dieses Auszugs mit weiser Benutzung des sparsamen Raumes den Leser nicht langweilen.

Von Simpheropol hatte man sich vorgenommen, nach Karassubasar zu kommen. Die erste Station war aber 21 Werste weit entfernt, Zuja hieß sie, und, weil der Weg durch Regenwetter kothig geworden war, so konnte man nicht weiter. Zudem mußte man einige Stunden auf frische Pferde warten, ehe man sich die noch übrigen 21 Werste nach Karassubasar langsam hinschleppen lassen. Dort endlich angekommen, nahm man sein Absteigquartier bei einem wackeren Priester, an den man von Simpheropol empfohlen war.

Hier in Karasubassar ließ sich Reimers um künftig in Taurien unaufgehalten reisen und gleich Pferde bekommen zu können, von einem Anverwandten, der als General daselbst in Garnison stand, einen Kourierspaß ausfertigen. Die Stadt ist nach

türkischer Art gebaut, ziemlich weitläuftig, und liegt in einem Thale an einem kleinen schmutzigen Flüßchen. Rund um die Stadt erheben sich hohe Berge, und auf der einen Seite glatte Felsenwände, die in der Ferne ganz das Ansehen von Festungswerken haben. Die Aussicht von den Bergen ist romantisch.

Der Weg nach Sudak ist zwar bergig, aber doch gut. In den Thälern sieht man schöne Landsitze und Dörfer zerstreut. Die 24 Werste bis nach Borunduk, die erste Stazion, führen mehrentheils zwischen Saatfeldern, über den Fluß Jandol durch holzreiche Gegenden, die oft sehr pittoresk sind. Von Borunduk bis Elbuslu waren bald die 18 Werste zurückgelegt. In den herrlichen Gegenden, durch die jetzt Reimers allein fuhr, weideten große Büffelheerden. Auf beiden Seiten des Weges wurden die Berge immer höher. Zwischen denselben sieht man mehrere Male das Meer. Bei Suksu aber war die Aussicht am herrlichsten. Links am Wege nämlich zieht sich in malerischen Krümmungen ein herrliches Thal, reich an Fruchtbäumen, zwischen hohen und wilden Felsenbergen. In einem dichten Walde von Aepfel-, Birnen-, Quitten-, Pfirsich-, Abricosen-, Mandel-, Wallnuß-, Kirschen- und Feigenbäumen liegen große herrliche Weinfelder.

Sudak selbst, von dieser schönen Gegend nur 3 Werste entfernt, ist eine alte genuesische Festung an einem Felsen des schwarzen Meeres, hat einen guten

Hafen und blühenden Handel, vortreffliche Kaufmannsgewölbe, Bäder, Moscheen, griechische und armenische Kirchen. Außerhalb der Stadt auf einem hohen Felsen am Meer steht ein Thurm aus Quadern, von dem sich einst eine gefangene griechische Prinzessin in das Meer stürzte, und von dem man eine herrliche Aussicht auf das Meer und die Umgegend hat. Auch sieht man die zwischen Sudak und Sevastopol gelegene ruinirte genuesische Festung Balaklawa.

Von Sudak setzte Reimers seine Reise nach Eski-Krimm fort. Der Weg war gut, aber bergig, führte anfangs durch holzreiche Gegenden, dann durch eine von Bergen umgebene Fläche, an zerstörten christlichen Kirchen und Klöstern vorbei, und nach 32 Wersten war der Reisende in Eski-Krimm, oder der alten Krimm, das vor Zeiten Lewkopol hieß, und zur Zeit der Tataren der größte Handelsort des Landes war. Jetzt ist Eski-Krimm einem Dorfe ähnlich, hat aber eine große der Krone von Rußland gehörige Seidenmanufaktur. Auch residirt daselbst ein russischer Erzbischof, in einem sehr reizend gelegenen Gebäude. Ueberbleibsel von Wällen und Gräben bezeichnen den ehemaligen großen Umfang dieses Ortes. Von einer Anhöhe bei diesem Flecken sieht man über einen großen Theil des Siwasch oder todten, rechts aber einen Theil des azowschen Meers.

Am Morgen des ersten Pfingsttages verließ Rei-

mers die alte Krimm und ihre schönen Umgebungen. Sein Weg ging nach Feodosia, an tatarischen Grabmälern vorbei. Der Weg war gut. Links sah man über eine einförmige Steppe in das schwarze Meer, und rechts zog sich eine Kette nackter, mit Gras bewachsener Berge. Nach einer Wegstrecke von 26 Wersten war Reimers in der Stadt Feodosia.

Feodosia, Theodosia, Kaffa oder auch Keffa, liegt unter 45° Breite und 53° Länge an einem Berge, war ehemals unter türkischer Oberherrschaft, wegen seines Handels Kerim- oder Kutschuk-Stambul (Klein-Konstantinopel) genannt, und sehr berühmt. Es hatte 4000 Häuser, einen schönen Hafen, und war einst von vielen Genuesen bewohnt, früher noch von Gothen und Alanen, in den ältesten Zeiten von Griechenland eine Kolonie. Wie Reimers da war, hatte die Stadt aber nur dreisig bewohnte Häuser. Jenseits des Golfs, den hier das schwarze Meer bildet, sieht man bei heiterm Wetter die Festungen Kerscht und Jenikale auf einer Landspitze, bei welcher das azowische Meer seinen Anfang nimmt. Dieses Meer, das von 45° bis 47° Breite und von 62 1/2° bis 66° Länge liegt und 400 Werste lang und 60 bis 140 Werste breit ist, hat durch den jenikolischen Sund oder Cimbrischen Bosphorus Gemeinschaft mit dem schwarzen Meer, und kann daher als dessen Busen betrachtet

werden. Uebrigens hat die Stadt Feodosia eine schöne Lage.

Von Feodosia reisete Reimers nach Karagus, dem Obstgarten Tauriens. Dort wurde er von einem kinderlosen General v. Schütz, aus dem Elsaß gebürtig, und von dessen Gemahlin gastfreundlich aufgenommen. Gegend Abend begab er sich zurück nach Karassubasar. Seinem Wege zur Seite sah er große Drommedaren-Heerden weiden. Er kam durch das Dorf Issinek, 24 Werste von Feodosia, 22 Werste von Borunduk, und spät am andern Tage nach Karassubasar, wo er seinen Weg wieder nach Simpheropol fortsetzte.

Am letzten Mai verließ er diese Stadt wieder. Einige Male fuhr er durch das seichte Bett des Salgir, und dann verloren sich allmählig die Berge, und eine langweilige Steppe nahm ihren Anfang.

Die Natur theilt die Halbinsel Taurien in zwei ganz ungleiche Theile. Der nordwestliche Theil von Perecop bis zu dem Salgir ist eben, und dient größtentheils zur Viehzucht; der andere Theil des Landes ist weit fruchtbarer und angenehmer. In der Ebene von Perecop bis zu dem Salgir finden sich dreiunddreisig Salzseen, aus welchen jährlich 3,,2000,000 Pud Salz für Rechnung der Krone von Rußland verkauft werden. Alle diese Seen sind wahrscheinlich mit dem Meere vereinigt gewesen. Auch

sieht man viele Kameele in dieser Ebene, weniger Dromedare.

Von Simpheropol bis Perecop hatte Reimers 134 Werste bald zurückgelegt. Perecop hat wenige Häuser, und ist nur von solchen Leuten bewohnt, die die Aufsicht über diese Salzgegenden haben. Die Gegend um Perecop ist traurig und eben.

Die Halbinsel Taurien, im Süden so schweizerisch schön, liegt unter 51° und 53° der Länge und 44° bis 46° Breite. Auf der einen Seite ist das schwarze Meer, auf der andern das todte, oder der Siwasch. An der Landzunge grenzt die Nogaische Tatarei oder die Krimmische Steppe. Die Zahl der Bewohner wird verschieden angegeben; auf 100,000, 150,000 und 300,000, und 146 auf die Quadratmeile. Vor der russischen Oberherrschaft hatte die Krimm 9 Städte, 48 Gerichtsbarkeiten, 1399 Dörfer und zwischen 3 bis 400,000 Einwohner. Waizen- und Gerstenbau ist daselbst vorzüglich. Eben so ausgezeichnet und bedeutend ist die Schaafzucht der Tataren, welche den größten Theil der Bewohner der Krimm ausmachen.

Diese Leute gleichen in ihrem Anzuge sehr den esthländischen oder liefländischen Bauern. Sie haben indessen den Charakter der orientalischen Völker, und sind gewöhnlich treu und gastfrei. Dieses gilt jedoch nicht von den Murza's oder vom ta-

tarischen Adel, der in der Regel schlecht und gaunerartig denkt.

Die Reise in der Nogayschen Tatarei war äusserst langweilig. Dieses Land, nach einem gegen das Ende des 13. Jahrhunderts lebenden mongolischen Feldherrn, Namens Nogay, benannt, ist etwa zweimal so groß, als die Krimm. Die wenigen kleinen Dörfer, die er in der sogenannten östlichen Nogay sah, hatten mehrentheils moldauische Bauart. Auch viele Moldauer wohnten daselbst.

Von Perecop bis Cherson zählt man 124 Werste, die immerfort durch die krimmische Steppe führen. Die Orte oder Poststationen, die man auf diesem Wege berührt, heißen Kalantschaka, dann Kopanei, und Alekscha am Liman und Dniepr.

So ungesund auch am Liman durch dessen Ausdünstungen die Luft ist, so gründete doch der Fürst Potemkin im Jahre 1778 eine Stadt, Cherson, daselbst. Diese hat breite Gassen, meistentheils aber hölzerne Häuser. Die Zahl der Einwohner belief sich auf 15,000, die alle bleiches und kränkliches Aussehn hatten. Zum Handel liegt die Stadt nicht unbequem, aber auch nicht bequem genug, weil alle Waaren im Hafen bei Gluboka gelöscht werden müssen; dieser Hafen aber ist 15 Werste von Cherson entfernt. Wahrscheinlich hatte der Gründer den Plan, die flache Gegend zu kultiviren, und hiezu sind die Bewohner

der Stadt in gewisser Art genöthigt. Zur Rechten der Stadt am Dnjepr, der 30 Werste von da sich in das schwarze Meer ergießt, liegt die Festung. Das Arsenal derselben ist prächtig, und ein weitläuftiges Gebäude. Auch die Kirche in der Festung ist schön. Um dieselbe sind die Grabmäler mehrerer bei Oczakow gefallenen Generale.

Von Cherson reisete Reimers durch eine langweilige Steppe nach dem 43 Werste entlegenen Orte Bogojanlensk, der in einer reizenden Gegend am linken Ufer des Bug liegt. Eine Anhöhe, dem Orte gegenüber, hatte Rebenpflanzungen. Nach einem zweiten Marsche von 12 Wersten befand sich der Reisende in Nikolajew. Diese Stadt liegt an einer starken Anhöhe des Flusses Bug, wo sich dieser Fluß mit dem Ingul vereinigt. Die Straßen der Stadt sind breit und gerade, und der Bug hat hier ein breites Bette. Alle Häuser sind von Stein und in einem eleganten Styl aufgeführt. Weiter am Bug liegt ein schöner Kriegshafen mit Werften.

Nachdem er sich in Nicolajew hinlänglich umgesehen hatte, machte er sich nach Elisabethgrad auf den Weg. Dieser war gut, angenehm und führte mehrentheils durch Wiesen. Nachdem er einige Nächte unter freiem Himmel in seiner Kübitke geschlafen hatte, kam er wohlbehalten in Elisabethgrad an, wo er wieder mit dem Gesandten zusammentraf. In

dieser Stadt ließ er seinen Wagen wieder ausbessern und fuhr in Gesellschaft mit den übrigen über Moskau nach St. Petersburg, wo er in den Privatstand zurück trat. Mit einem Geschenke von 380 Rubel von der Katharina verließ er Petersburg, um in seiner Vaterstadt Reval ein öffentliches Amt zu übernehmen.

Reisebilder aus Serbien, der Moldau und Wallachei. Mitgetheilt von F. J. A. Schneidawind.

I. Das serbische Land.

Um das alte Serbien zu übersehen, wie es in seiner Blüthe war, müßte man seinen Standpunkt in der Mitte des hohen Gebirges nehmen, welches von den Alpen nach dem schwarzen Meere fortzieht und mit seinen Abhängen, mit den Flüssen und Bächen, die es aussendet, mit den Thalgeländen, die es dadurch bildet, das ganze Gebiet zwischen der Donau auf der einen, dem adriatischen Meere und dem Archipel auf der andern erfüllt.

Hier, am Schartag, hatten die alten serbischen Könige ihren Hauptsitz. Es ist die Schara Planina, das bunte Waldgebirg der serbischen Lieder, bald dunkel von der Waldung, bald weiß von Felsen und lang liegendem Schnee. Aus Schara

Planina haben die Türken Schartag gebildet. Hier, in Pristina, schlug Nerman, der Stifter des Serbenreiches, seinen Königssitz auf. Von da aus hat er, haben seine Nachfolger ihre Herrschaft nach allen Seiten ausgebreitet. Sie herrschten an der Küste des adriatischen Meeres und nannten sich davon Romerski. An der Donau und Save, in Albanien und Mazedonien, bis tief in Griechenland, war ihre Oberherrschaft anerkannt; in jenen Gegenden blieben aber ihre Wohnsitze. Hoch am Rücken des Gebirges, in Ipek, war seit dem 13. Jahrhunderte das serbische Erzbisthum und Patriarchat. Da bauete ein König von der Beute, die er den Griechen abgenommen, das Kloster Delschani, vielleicht das einzige von den serbischen Klöstern das ungeplündert geblieben ist. Um Stephan Duschan zu begrüßen, stieg Kantakuzenos das Gebirge hinab und traf den mächtigen Serben in einem schönen Lustort, unweit Pristina. Derselbe liegt schon auf der hohen Ebene Kossowo, auf welcher das Schicksal von Serbien zweimal ausgefochten worden ist. Wahrscheinlich ist von hier — denn an diese Ebene stößt der Berg Ratsche, an welchem der Fluß Raschka entspringt — der Name Rascien, für Serbien ausgegangen.

Schon die Römer fanden in dieser Landschaft tapfere, freie, musikliebende, übrigens in einer Art von Naturzustande und Wildheit beharrende Völker.

Man weiß, wie oft und hart die Dardaner Mazedonien bedrängt haben. Und vielleicht ist selbst der Name der Serben, dessen Stamm Srbl ist, und der daher bei älteren Schriftstellern oft Serbler lautet, mit dem der Triballer, die schon Herodot erwähnt, in Verbindung zu bringen.

Gegenwärtig ist der Name Serbien nur dem nordwestlichen Gebirgsabhang, von dessen Höhe an bis zu der breiten Markung gegen Oesterreich, welche die Donau und Save bilden, vom Einflusse der Drina bis zum Einfluß des Timok, eigen geblieben. Durch den tiefen Einschnitt, in welchem die beiden Moraven einander entgegenfließen, wird dieß ganze Gebiet in zwei Theile getheilt.

Den südlichern kennen wir nur wenig, doch wissen wir, daß auf der Höhe des Gebirges sich weite Ebenen ausbreiten. Beide sind sie dürr und öde, fast ohne Bebauung, geringes Weideland, zu den Evolutionen der türkischen Reiterei sehr geeignet, wie bei Sjenitza, bald aber sind sie von anmuthigen Hügeln umfaßt, von Bächen bewässert und fruchtbar, wie Kossowopolje, dessen Ortschaften den größten Theil des Sandschakats Watschetern (Wolfsdorn) ausmachen. Von diesen weiten Hochebenen aus steigt man auf dem Wege von Sjenitza, sobald man an einem großen Bache, welcher der Raschka zufließt, angelangt ist, in dem Thale desselben drei Stunden lang nieder; von Kossowo aber gleich hinter Mitro-

witz in die tiefen Schluchten von Banjska, worauf sich der Weg erst wieder zu freien Gebirgsaussichten erhebt und dann mit der Raschka niedersenkt; so gelangt man von beiden Seiten ins Nowipasar. Hier hat das Land Waldungen vom harten Holze. Man sieht ackerbauende Dörfer um ihre Kirchen her. In der Stadt kreuzen sich die Straßen von Rumelien, Albanien, Serbien und Bosnien. Noch in dem 17. Jahrhunderte hatten die ragusanischen Kaufleute ihre eigene Kirche hier. Monte-Albano fand hier das Eisen wohlfeiler als an irgend einem andern Orte der Welt. Es war immer ein wichtiger Handelsplatz.

Von hier sinkt das Gebirg in jäherem Abfall. Zwischen hohen Ufern sucht der reißende Ibar das Morawathal. Das ganze Land, von Sjenitza bis zur Ibar-Mündung, wird von den entfernter Wohnenden unter dem Namen Stariwla zusammengefaßt; vielleicht weil sich in diesen Gegenden die christliche Bevölkerung, die bekanntlich, welchen Stammes sie auch sey, von den Muhammedanern mit dem Namen Wla, Wallach bezeichnet wird, etwa unter dem Knesen Lsak, länger hielt, als anderswo. Gewiß sind alle Unterthanen von Nowipasar und Wutschetern, von Leskowatz und Nisch, sey es, daß man diese Sandschakate zu Bosnien, oder zu Scutari u. s. w. rechne, wahre Serben; diejenigen Orte ausgenommen, in welche, nach Auswan-

derung des Patriarchen von Ipek mit 37,000 Familien, Albanesen nachrückten.

Doch erst an der Morowa beginnt das eigentliche Serbien. In diesem unterscheiden sich uns sowohl geographisch als historisch 4 Theile:

1) Die Bezirke Uschize und Sokol gehören dem Bergzuge an, an dessen Fuße auf bosnischer Seite die Drina fließt. Das Gebirg ist höher hinauf kalter Fels und niedriges Gebüsch, tiefer herab Kieselwaldung. Die Einwohner haben herzegowinische Sprache, Tracht und Sitte; sie führen das Kienholz, das man statt der Kerzen brennt, in Saumlasten herab, um Wein dafür einzutauschen. — In den Bergen von Uschiz entspringen Bäche, welche die obere Morawa bilden. Der Fluß durchsetzt gewaltsam die Gebirge Kebler und Owtscher; nur mit Mühe und Gefahr kann man an seinem Bette reisen. Erst bei Tschakschak erweitert sich das Thal und man säet da Kukuruz; von hier an wird die Ebene immer breiter. Sie bildet den Bezirk Poschega, von früher her so genannt, obwohl jetzt Tschatschak in besserer Aufnahme ist. Bereits im 10. Jahrhunderte finden wir diese Ebene angebaut. Später hat der heil. Sawa eben hier, in dem leichter anzubauenden Thale, in der Mitte des Gebirgs, Schidsch zu seinem Sitze gegründet, wo er den König krönte. Dreiviertelstunden von Karianowaz sieht man noch die Ruinen des Klosters, eine Kirche mit runden Bogen

und den Spuren von Heiligenbildern an den Säulen; umher Wohnungen für Mönche und Nebengebäude für den königlichen Hof.

2) Weiter nach der Donau und Save hin, zwischen der Morawa und Kolubara, erstreckt sich das mittlere Land, das durch den Gesammtnamen Schumadia — von Schiuma, der Wald — die Waldgegend, unterschieden ist.

Da die Morawa nur einen Einschnitt in die Berge macht, so erheben sich jenseits derselben die Höhen von allen Seiten auf das Neue. Auf dem Wege von Nisch nach Belgrad steigt man von Kjupria eine Bergstraße aufwärts, die, so wie man Jagodina erreicht, durch einen unabsehlichen Wald von Eichen und Buchen bis gegen Batotschina führt. Hier erst hat man eine freie Aussicht in das Land, das sich nunmehr tiefer und tiefer senkt. Dieser Bergzug reicht bis nach Rudnik und umfaßt die drei wichtigen Bezirke: Rudnik, Kragujewiz und Pogodina, die den höhern Theil der Schumadia bilden. Rudnik, dessen Name von Rada, Erz, kommt, hatte einst bedeutende Bergwerke; noch sieht man ungeheure Haufen von Schlacken. Man unterscheidet die Kupschinen Zernogara, Katscher und Morawa. Kragujewiz liegt beinahe in der Mitte des Landes, nach allen Grenzen können von hieraus die Befehle in zwei Tagen gebracht werden; daher war hier, seit die Serben sich zuerst ge-

gen die Türken erhoben, immer der Sitz der Gewalt; auch Fürst Milosch hat hier seinen Sitz. Es enthält die Kneschinen Gruscha, Jesenitza; Lepenitza, wenn die Flüsse dieses Namens nach verschiedenen Seiten von der Höhe der Morawa zufließen. Jagodina enthält die Kneschinen Luwatsch und Temnitz.

In dem niedern Hügellande, in welches die Höhen von hier aus sich allmählig abdachen, — indem nur von Rudnik aus ein langer schmaler Bergrücken bis in die Nähe von Belgrad geht — unterscheidet man die Bezirke Smederowo, Grozka und Belgrad, die gleichfalls zu Schumadia gerechnet werden. Das Land ist fruchtbar und besonders Smederowo durch eine treffliche weiße Traube ausgezeichnet, die sich vielleicht seit den Pflanzungen des Kaisers Probus auf dem Mons aureus rein erhalten hat. Von jenem Zweibrücken, welches um das Jahr 1720 deutsche Bauern anlegten, findet man keine Spur mehr.

3. In dem Lande jenseits der Morawa, zwischen diesem Fluß und der Donau ist der merkwürdige Punkt, in welchem sich die Karpathen den von den Alpen ausgehenden Bergzügen, dem Haemus, nähern. Diese Verbindung mußte die Donau durchbrechen. Ihr Bett ist Felsen, und bei niedrigem Wasserstande sieht man so hohe Klippen hervorragen, daß es die Sage nicht unglaublich gefunden hat, ein

kühner Jäger sey, von Klippe zu Klippe setzend, an das jenseitige Ufer gelangt. Man kennt die mühseligen Schwierigkeiten, welche beide Demircaps oder eiserne Thore oberhalb und vorzüglich unterhalb Poretsch der Schifffahrt flußaufwärts entgegensetzen. Die Ufer sind steile Felswände, an denen oft nur der Gehorsam und die Unermüdlichkeit römischer Arbeiter einen Weg zu bahnen vermocht hat. Sowohl auf der serbischen Seite, wie auf der entgegengesetzten ist es ein hohes wildes Gebirge, in welchem man noch heut zu Tage Bären jagt. Man hatte hier früher, in dem Bezirke Poscharewaz, so berühmte Bergwerke, wie bei Rudnik. — Gegen die Ufer der untern Donau, den Timok, die Morawa hin, senken sich die Berge und bilden fruchtbare, anmuthige Landschaften. Zu dem Paschalisk Belgrad gehören eigentlich nur zwei Bezirke. Poscharewaz, der größte des Landes, worin man nach Höhen oder Flüssen und Quellen die Kneschinen Mlawa, Pek, Swischt, Stieg, Retschka, Omolje und Branitschewo unterscheidet, und Ressawa an der Morawa, ein Bezirk, der auf die Reste altserbischer Herrlichkeit, welche er in den Klöstern Rawanitze und Manasia bewahrt, stolz ist; auch hat er die meisten nationalen Namen aufbewahrt und zeichnet sich durch eine weichere Mundart aus. Die Serben besitzen jedoch (durch den Traktat von Akjermann) auch die drei Landschaften Klintsch, Kraina, und Tzerna-

reka, die durch den Timok von Bulgarien getrennt werden. Hier sind die meisten Reste des classischen Alterthums. Die Ufer der Donau sind mit Trümmern der römischen Städte und Kastelle, welche seit Trajan hier angelegt und von Justinian so sorgfältig erneuert wurden, bedeckt. Trotz dem sind die Römer aus den Erinnerungen des Volkes fast verschwunden; die Sage hat diese Trümmer mit nationalen Erinnerungen in Verbindung gesetzt.

4) Die beiden Bezirke jenseits der Kolubara haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den übermorawischen. Der größere ist Waljewo, nebst Poscharewaz, der größte in ganz Serbien; man rechnet, daß er allein 10,000 Mann in das Feld stellen könne; der kleinere Schabatz. An dem Bergrücken Zer ist die Kneschina Potzerina. Von hier war der alte Nationalheld Milosch Obolitsch gebürtig, der in der Schlacht bei Kossowo seinen Tod fand. Noch zeigt man in dem Dorfe, Drooritschte, wo er wohnte, die Ställe seiner Pferde; und selbst den Namen des Baches, Netschai, bringt man mit ihm und seinem Tode in Verbindung. Seine Mutter sagt man, weidete ihre Schaafe an diesem Bache, als ein Kriegsmann aus der Schlacht anlangte. „Nit schai Bische,“ sagte dieser zu ihr, d. h. „Warte nicht mehr Mutter; „Milosch,“ fügte er hinzu, „wird zu Dir nicht mehr zurückkehren!“ Gegen die Sawa hinunter dacht sich das Land zu fruchtbaren Ebenen ab,

Posawina und besonders Matschwa, welche die reichste von allen ist und den schönsten Waizen hervorbringt. Eine der ältesten Ansiedelungen in dieser Gegend mag Leschniza seyn, deren schon Constantinos Porphyrogeneta gedenkt. Unmittelbar daran stoßen die bosnischen Bezirke Jadar und Radjewina.

Diese vier Landestheile, die wir hier beschrieben haben, haben dadurch eine gewisse Absonderung, daß jeder aus Berg und Thal besteht und Alles hervorbringt, was er bedarf. Zusammen gehören sie aber wieder zu einem größeren Ganzen, das nur durch die Einigkeit im Innern einem äußern Feinde zu widerstehen vermag. Die Einwohner unterscheiden nur das Hochland, wie das Herzegowina und das Tiefland. Oft überwintern die Hirten der hohen Gebirge ihr Vieh in dem letzteren. Sonst war die Meinung, unten sey man reicher, oben freier; doch ist — und eben deßhalb — die Befreiung des Ganzen zuerst von dem Niederlande ausgegangen.

II.

Geselliges Leben der Serben.

Weit hinauf in den Bergschluchten, in den Thälern, welche durch Flüsse und Bäche gebildet werden, erstrecken sich die Dörfer der Serben; wenn sie blos 40—60 Häuser zählen, oft über Meilenweite.

Die Häuser liegen einzeln, entfernt von einander; jedes ist gleichsam eine besondere Gemeinde. Um das eigentliche Haus her, einen von Lehmwänden umfaßten, mit getrocknetem Lindenbast und Heu bedeckten Raum, in dessen Mitte man den Heerd und das Feuer findet, sind Kammern angelegt, oft von gehobelten Brettern, immer verziert, aber ohne Heerd. In jenem schlafen Vater und Mutter, die Kammern sind für die jüngern Ehepaare. Alle bilden eine einzige Haushaltung; sie essen und arbeiten mit einander und sammeln sich in den Winterabenden um das Feuer. Auch wenn der Vater stirbt, bleiben die Brüder, indem sie den Geschicktesten aus ihrer Mitte zum Hausherrn, Starjeschina, wählen, so lange bei einander, bis eine allzugroße Vermehrung Absonderung gebietet. Oft bildet ein Haus eine ganze Gasse.

Der Bauer bedarf nur wenig fremder Hülfe. Die Männer bauen sich selbst Haus und Kammern, verfertigen sich in hergebrachter Weise Pflug und Wagen, schnitzen das Joch ihres Zugviehes, legen Reifen um die Fässer und bereiten sich ihre Schuhe von rohem Leder. Für die übrige Kleidung sorgen die Frauen, welche Wolle und Flachs spinnen, Leinwand und Tuch weben, und mit Krapp zu färben verstehen. Für das Dorf ist vornehmlich ein Schmid nöthig, der die Werkzeuge verfertigt. Die Mühlen gehören einzelnen Häusern gemeinschaftlich und jedes hat seinen Tag.

Ursache und Folge dieser Abgeschlossenheit ist ein Gefühl geschwisterlichen Zusammenhanges, das in dieser Art sich nirgends als bei den Serben findet. Der Bruder ist stolz auf den Besitz einer Schwester; die Schwester schwört bei dem Namen ihres Bruders. Den Verstorbenen beklagt nicht die Gattin; Mutter und Schwestern klagen um ihn und pflegen sein Grab. An einigen Orten hat sich der sonderbare Gebrauch erhalten, wenn von zwei Brüdern, deren Geburtstag in denselben Monat fällt, der eine stirbt, den Ueberlebenden an den Todten zu fesseln, so lange, bis er einen fremden Jüngling rufen läßt; diesen nimmt er an Bruders Statt an, und wird von ihm gelöset. Allenthalben feiert Niemand seinen Namenstag, seinen Geburtstag; jedes Haus hat seinen Schutzheiligen, dessen Tag begeht er mit Fest und Schmaus.

Eheliche Verbindungen machen die Hausväter beider Theile aus; durch eine Art von Kauf wird ein so nützliches Mitglied der Haushaltung, wie ein erwachsenes Mädchen ist, von einer Familie an die andere verabfolgt. Der Bruder überantwortet die Braut dem feierlichen Zuge, der sie nach dem fremden Hause abzuholen gekommen ist; hier wird sie von Schwester oder Schwägerin empfangen. Ein Kind schmücken, mit dem Spinnrocken die Wände berühren, mit Brod, Wein und Wasser unter dem Arm und in den Händen an den Tisch treten, den sie so oft zu besorgen haben wird, das sind die symbolischen Ceremonien,

mit denen sie in die Gemeinschaft hinübergeht. Der Mund, der wenig und nur gutes reden soll, ist ihr durch ein Stück Zucker gefesselt. Noch ist sie fremd, noch ein Jahr lang heißt sie Braut. Durch einen von der Sitte gebotenen Ausdruck fortwährender Verschämtheit ist sie selbst von ihrem Gatten getrennt. Indessen ist es doch ein Bund, der von Jahr zu Jahr enger und bedeutender wird. Er verknüpft die verschiedenen Familien durch Verschwägerung.

Eine eigenthümliche Art der Verbindung, welche, obwohl außerhalb der Familie, sich derselben doch zunächst anschließt, ist die Verbrüderung. Im Namen des heiligen Johannes verbinden Freunde, Freundinnen sich zu wechselseitiger Treue und Hülfe für das ganze Leben; bei den Griechen und christlichen Albanesen, wo derselbe Gebrauch herrscht, ist damit zugleich eine kirchliche Einsegnung verbunden, die man indessen in Serbien nicht kennt. Am Sichersten meint man den zu wählen, von dem man etwa einmal geträumt hat, in irgend einer Noth ihn um Hülfe gebeten zu haben. Die Verbundenen nennen sich Brüder in Gott, Wahlbrüder, Pobratinie. In Altorschowa und Negotie pflegt man am zweiten Montag nach Ostern des Morgens den Rasen auf den Gräbern zu erneuen, hierauf kommen Nachmittags die jungen Leute zusammen und flechten grüne Kränze. Je zwei Jünglirge mit einander und zwei Mädchen mit einander verbinden sich dann, indem sie

sich durch diese Kränze küssen und sie zuletzt tauschen. Ihre Verbindung gilt jedoch, da sie noch jung sind, nur bis auf das nächste Jahr; als dann kommen sie wieder, und wenn sie einander kennen gelernt haben, so erneuen oder lösen sie den Bund.

Eine Gemeinschaft von größerem Umfange, in welcher auf ähnliche Weise das Familienleben aufgeht, wie in diesem das individuelle, bildet das Zusammenleben in dem Dorfe. Dieses hat theils eine bürgerliche, theils eine geistliche Bedeutung. Die erstere, indem jedes Dorf seine Aeltesten (Kmeten) und seinen Ortsvorsteher (Serski knes) wählt und dadurch einen unmittelbaren Antheil an der Gemeindeverwaltung nimmt, so wie es auf der andern Seite auch zu gemeinschaftlicher Leistung der Poresa und vor allem des Blutgeldes verpflichtet ist. Merkwürdig, daß sobald das letztere einmal erlegt war, der Verschulder, der Mörder, ungescheut zurückkehren durfte, ohne daß ein Anspruch auf Bestrafung gegen ihn erhoben worden wäre. Die geistliche Bedeutung der Dorfgemeinschaft liegt in der gemeinsamen Verehrung eines und desselben Heiligen. An dessen Festtage sammelt man sich in einem geräumigen Platze; die Geistlichen erscheinen und weihen Wasser und Oel, unter ihrer Anführung zieht man mit Kreuzen und Bildern durch die Felder und an einigen Orten von Haus zu Haus.

Diese doppelte Gemeinschaft erweitert sich ferner.

Mehrere Dörfer unter einem Oberknes, — Baschknes, Oborknes — vereinigt, bilden einen Kreis, Kneschina, und in dieser Gemeinschaft hängen sie mit der Regierung zusammen. — Nicht so strenge geschlossen, aber wirksamer ist die geistliche Verbindung, in der mehrere Gemeinden mit dem Kloster stehen, das ihnen zunächst liegt. Es hat sich üblich gemacht, daß man die Beicht — welche ohne Zweifel von allen kirchlichen Handlungen am Meisten den Geistlichen in Ansehen zu erhalten und ihm Einwirkung auf die Laien zu verschaffen vermag — ausschließlich bei den Mönchen ablegt. An gewissen Tagen versammelt man sich hierzu in den versteckten Schlupfwinkeln des Waldgebirges, wo die Klöster einsam liegen. Auf Beichte und Communion des Morgens — oft ist man schon den Abend zuvor gekommen und hat die Nacht beim Feuer zugebracht — folgt Nachmittags Berathung der Aeltesten, Spiel und Tanz der Jugend, Markt und Verkehr. Haben die Knesen die Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Kloster im baulichen Stande erhalten werde, so üben sie auch das Recht, den Vorsteher, sey er Archimandrit oder Jumen, aus den Mönchen zu wählen.

Bei Weitem geringeres Ansehen, als die Mönche, obwohl auch diese tiefer auf die Gesinnungen des Volkes einzuwirken nicht vermochten, hat die weltliche Geistlichkeit. Die Popen kauften unter der türkischen Herrschaft ihr Amt von dem griechischen Bischof,

und wurden von demselben wie Knechte behandelt. Sie hatten kein Geschäft, als etwa bei Taufe, Trauung und Todesfällen aus dem Ritual zu beten, und aus dem Kalender die Festtage anzugeben; oft waren sie ohne Kirche. Ihre Rente, die Gebühr, die sie für ihre Pfarrhandlungen empfingen, ernährte sie nicht; ein Glück, wenn sie in ihrem Dorfe zugleich ihr Erbgut hatten, welches sie wie die Andern bestellten; sonst erging es ihnen übel genug. „Mein Pater," fragte ein Knabe den Popen, „hütest Du auch Ochsen?" — „Mein Sohn'" antwortete dieser, „wenn sie noch mein wären!"

III. Serbischer Volksglauben.

Frei von priesterlichem Einfluß verbindet die religiöse Sinnesweise des Serben den Glauben an eine allwaltende Vorsehung, den das Christenthum ihn gelehrt hat, mit einer Art von Naturverehrung, deren Gebräuche sich vielleicht aus der ältesten Zeit des Heidenthums erhalten haben.

In dem Winter, zuletzt vor dem Fasten, hat man das große Todtenfest begangen; ein Jeder hat das Andenken seiner Verstorbenen gefeiert; sobald aber der Palmsonntag kommt, gedenkt man des erneuerten Lebens. Den Sonnabend zuvor versammeln sich die Mädchen auf einer Anhöhe und singen Lieder von der

Erweckung des Lazarus; am Sonntag, früh vor Sonnenaufgang, versammeln sie sich an dem Orte, wo sie Wasser schöpfen, hier tanzen sie ihren Reigen und singen ein Lied, wie das Wasser trübe werde von dem Geweihe des Hirsches und klar von seinem Auge. Frei von Eis und geschmolzenem Schnee ist das Wasser der erste Bote des verjüngten Jahres.

Am Vorabend des Georgstages suchen die Frauen schon junge Blumen und Kräuter; sie fangen das Wasser auf, das von dem Mühlrade abgespült worden, werfen beide hinein und lassen Beides die Nacht über stehen, um sich des Morgens darin zu baden. Dieß halten sie für sehr vortheilhaft über ihre Gesundheit.

Bald kommt Pfingsten, das Fest der Kralitze. Zehn bis fünfzehn Jungfrauen versammeln sich hierzu, eine den Fahnenträger, eine andere den König, eine dritte verschleiert die Königin, Kralitze, vorstellend, von einer Hofdame bedient; so ziehen sie durch das Dorf und verweilen tanzend und singend vor jedem Haus. Der Inhalt der meisten ihrer Lieder, die sich auf Liebeswahl, Vermählung, glückliches Beisammenseyn, Freude an den Kindern beziehen. Der Refrain aller Verse, Beljo — ein Wort, das man für den Namen einer altslavischen Liebesgottheit hält; das Lied, welches ihren Umzug begleitet, von den Wilen, die unter dem wachsenden Fruchtbaume tanzen, und von dem Radischa, der, vor ihnen her den Thau von den

Blumen trocknend, um eine der **Wilen** wirbt: „Bei seiner Mutter in der Kühle sitzend, solle sie am goldnen Rocken Seide spinnen.“ Alles athmet frische Frühlingslust, verhüllte, sittige Liebesregung, genährt von dem Mitgefühl der jetzt in ihrer Blüthe stehenden Natur.

Mit der Jahresentwicklung schreitet man weiter. Das St. Johannisfest wird für so groß gehalten, daß man glaubt, die Sonne bliebe an demselben dreimal für Ehrfurcht stehen. Den Vorabend begehen die Hirten, indem sie Birkenrinden zu Fackeln binden, und mit den brennenden zuerst die Heerden der Schaafe, die Umzäunung, innerhalb denen die Ochsen stehen, umschreiten, alsdann auf die Berge steigen, und sie dort, ihre Spiele treibend, verbrennen lassen.

Zweierlei ist für die Erndte zu fürchten: allzugroße Dürre und heftige Ungewitter. Fast unverholen tritt hier eine Art heidnischer Vorstellungen hervor. Bei anhaltendem Mangel an Regen wird ein Mädchen, unbekleidet, mit Gras, Kräutern und Blumen dergestalt umwunden, daß man selbst von ihrem Gesichte beinahe Nichts sieht. Sie ist gleichsam ein wandelndes Gras und zieht von Haus zu Haus; sie heißt die **Dodola**. Symbolisch gießt die Hausfrau einen Eimer Wasser über sie aus; ihre Begleiterinnen singen ein Gebet um den Regen. Dieser kann nun nicht mehr ausbleiben, und ein Lied ist ausdrücklich

darauf berechnet, daß die Wolken den Zug übereilen und vor ihm her die Reben und das Korn benetzen.

Während man auf diese Weise um Regen bittet, hat man auf der andern Seite die Ungewitter den größten Heiligen heimgestellt. Elias, der im feurigen Wagen gen Himmel fuhr, ist hier zu einer Art von Donnergott geworden; er heißt der Donnerer; die feurige Maria sendet die Blitze; Panteilemon beherrscht die Stürme. Die Tage, die der Verehrung dieser Heiligen besonders gewidmet sind, fallen zwischen den 20. und 28. Juli.

Hierauf ist man in Feld und Garten beschäftigt, die Frucht, die das Jahr getragen hat, einzubringen; wird es Winter, so denkt man an das künftige Jahr. Am Abend vor St. Barbara kocht man allerlei Getreidarten in einem Topf, und läßt ihn die Nacht über beim Feuer stehen; am andern Morgen sieht man nach, auf welcher Seite des Gefäßes die gekochte Masse höher emporgetrieben worden ist; nach dieser hin beackert man das brachliegende Feld.

Auf diese Weise fühlt das Volk sich sehr abhängig von den Gewalten der Natur. Noch schwört man sogar bei Sonne und Erde. „Tako mi Sunza! Tako mi Selmje!" (So mir Sonne! So mir Erde!) ist eine sehr gewöhnliche Betheuerung.

Dabei zweifelt man aber nicht, daß alles von Gott unmittelbar abhänge; nicht leicht fängt man eine Arbeit anders als im Namen Gottes an. Man würde

es für eine Sünde halten, Etwas zu versprechen, ohne den Zusatz: „Wenn's Gott will!“ Die Sprache selbst hat sich in diesem Sinne ausgebildet, und wir bemerken in derselben eine der sonderbarsten Auslassungen. Den Reisenden fragt man nicht: „Wo willst Du hin, wenn es Gott gefällt?“ sondern man sagt nur: „Wenn es Gott gefällt,“ und läßt die eigentliche Frage ganz weg. Wenn man das dreimale Gebet des Tages hält: Frühe, bei Tisch und zu Nacht; so bedient man sich nicht herkömmlicher Formeln; man gedenkt selbst bei Tisch nicht etwa des Gedeihens der Speise, sondern ein Jeder sucht dem höchsten Wesen sein Anliegen, seinen besondern Wunsch in eigenen Worten vorzutragen. Der Trinkspruch der Serben lautet: „zum Ruhme Gottes!“ Bei keinem Weingelage dürfte der obenan zu sitzen wagen, der nicht ein schönes Gebet zu sprechen wüßte. Immer indeß denkt man sich unter besonderer Protektion seines Heiligen. Zu dem Fest seines Hauspatrons ladet man mit den Worten ein: „Auch Euer Haus ist Gottes, wir bitten Euch zu Abend zu kommen; was der Heilige gebracht hat, werden wir nicht verbergen.“

An dem Christabend, wenn die Arbeiten gethan sind, geht der Hausvater in das Holz und haut sich eine gerade, junge Eiche. Diese bringt er mit dem Gruß: „guten Abend und glückliche Weihnachten“ in das Haus. Man antwortet ihm: „Gott verleihe Dir sie, Du Glücklicher und Ehrenreicher,“ und über-

schüttet ihn mit Getraide. Dann legt man den Baum, den man Badajak nennt, in die Kohlen. An dem Morgen, den man mit Pistolenschüssen begrüßt, erscheint der für jedes Haus schon im Voraus bestimmte Besucher; aus einem Handschuh wirft er Getraide durch die Thür und ruft: „Christ ist geboren!“ Wer getroffen worden, antwortet: „In Wahrheit, er ist geboren!“ Darauf tritt Jener näher, und indem er mit der Schürzange auf den noch in den Kohlen liegenden Badajak schlägt, daß die Funken umhersprühen, ruft er aus: „Wie viele Funken, so viele Rinder, Pferde, Ziegen, Schaafe, Schweine, Bienenstöcke, so viel Glück und Segen!“ Die Hausfrau verhüllt den Besucher; den Badajak trägt man in den Baumgarten. In die Kirche geht man nicht; zur Mahlzeit aber stellt sich Jeder mit der brennenden Wachskerze in der Hand ein. Diese haltend betet man, man küßt einander mit den Worten: „Gottes Frieden! Christ ist in der Wahrheit geboren, wir beten ihn an!“ Gleichsam um die enge Vereinigung aller Glieder des Hauses anzuzeigen, sammelt der Hausvater die Kerzen noch brennend, klebt sie an einander, stellt sie in eine Schüssel, die man eben mit der Tschesnitza und allerlei Getraide angefüllt, hereingebracht hat, und löscht sie mit Körnern aus. Die Tschesnitza ist ein ungesäuerter Laib Brod in herkömmlicher Form; wer, wenn man sie bricht, das Stück Geld bekommt, das hinein geknetet worden, für den hofft man vor allen Andern

auf ein glückliches Jahr. Der Tisch wird nicht abgeräumt, noch die Stube gekehrt; es ist dreitägiger Freitisch für Jedermann, der da kommt. Bis Neujahr bleibt der Gruß: „Christ ist geboren," und der Gegengruß: „In Wahrheit, er ist geboren!"

Man kann wohl denken, daß ein Volk auf der Bildungsstufe der Serben von dem Glauben an bezaubernde Mächte voll seyn wird. Am meisten ist die Phantasie geschäftig gewesen, sich plötzlichen Tod zu erklären. Man glaubt an Wjeschtizen, Hexen, die ihren Körper verlassen: feurig steigen sie daher, kommen zu dem Schlafenden, öffnen ihm mit dem Zauberstabe die linke Brust, nehmen das Herz heraus und fressen es. Doch kann der Beschädigte, da die Brust sich wieder schließt, noch so lange leben, als die Hexe, sein Herz verzehrend, ihm zugedacht hat. Vornehmlich Kindern sind diese gefährlich. Erwachsenen droht der Vampyr, Wukodlak. Ein bösartiger Mensch kann im Grabe lebendig werden, durch die kleinste Oeffnung hervorgehen, und, indem er sich dem Schlafenden fast unsichtbar nähert, ihm die Lebenskraft entziehen, so daß dieser von Stund an dahin welkt. Auch die Pest denkt man sich persönlich. Frauengestalten, in weißem Schleier, tragen die Krankheit von Ort zu Ort, von Haus zu Haus; und viele Pestkranke verschwören sich hoch und theuer, solche leider! gesehen, ja selbst mit ihnen gesprochen zu haben; diese Frauen sind die Pest.

Gott sendet sie, wenn die Sünden zu groß geworden, aus fernen Landen.

Das eigentliche Gebilde serbischer Phantasie, und nur etwa den Walküren des Nordens vergleichbar, bleiben indessen die Wilen. Schnell und schön, die Haare im Winde flatternd, hat man sie gesehen; in tiefen Waldungen, an den Flüssen wohnen sie. Man weiß nicht recht, ob man sie für unsterblich halten, oder ihnen die Möglichkeit des Todes zugestehen soll; aber sie sind mächtiger als die Menschen, und wissen die Zukunft. Es gibt Menschen, die mit ihnen umgehen können; schon bei der Geburt waren sie bezeichnet: sie wissen mehr, als andere Leute. Diejenigen, welche die zwölf Schulen durchgemacht haben, werden auf Wersinokolo von ihnen eingeweiht; dann können sie Wetter machen und Wolken führen. Auch den Helden der Nation finden wir mit der Wile verbrüdert. Andere aber müssen die Wilen meiden. Sollte man auf den Platz gerathen, wo sie unsichtbar den Kolo tanzen oder essen, so hat man ihren Zorn zu fürchten. Von den Schülern, welche sie weihen, ist ihnen der zwölfte verfallen, und gleich bei der Weihe behalten sie ihn.

IV. Volkspoesie der Serben.

Wie der Schnee den zarten Keimen der Vegetation, welche die Winterkälte vernichten würde, zur

schützenden Decke dient, so hat die türkische Barbarei die Keime eigenthümlicher Volksbildung, die das einseitige Gelehrtenwesen in dem ganzen übrigen Europa erstickte, bei den ihr unterworfenen Völkerschaften gesund und rein erhalten. Noch stehen die Serben in ihrer Geistesbildung, so wie in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, auf jener niedrigsten Stufe, auf welcher das halbbewußtlose Leben des Gemüthes vorwaltet: alle Gedanken, alle Worte des Serben sind Poesie, so wie sein ganzes Thun poetisch ist. Mit Recht hält daher das Volk seine Lieder, die in allen Thälern des Gebirges, in allen Dörfern der Ebene gesungen werden, für natürliche Erzeugnisse, deren Urhebern es nicht nachfragt, weil sie in der That ihren wahren Ursprung in dem Gefühle haben, das allen gemeinschaftlich ist und nur zufällig hier oder da zuerst sein Wort gefunden hat. Auch von den jüngsten dieser Lieder weiß Niemand den Dichter anzugeben, und dieser selbst vermeidet, in schöner Scham, dafür zu gelten.

In dem Gebirge findet man die Gusla, die serbische Geige, mit welcher man das Lied begleitet, in jedem Hause. Wenn man in den Winterabenden sich um das Feuer sammelt und die Weiber spinnen, stimmt den Gesang an, wer es am Besten versteht. Die Greise, welche erwachsene Söhne haben, und sich der angestrengten Arbeit entziehen dürfen, tragen die Lieder ihren Enkeln vor, die sich mit Freuden diesem

Eindruck hingeben, durch welchen ihnen zuerst das vielfarbige Leben der Welt eröffnet wird. Selbst dem Igumen des Klosters ist es keine Schande zur Gusla zu singen. Es ist indeß mehr ein Sagen, als ein Singen; der eintönige Klang des Instruments, das nur eine Saite hat, fällt erst zu Ende des Verses ein. In dem Gebirge, wo die Menschen einfacher, größer, wilder sind, hört man das Heldenlied unveränderlich in seinen fünf Trochäen mit dem bestimmten Einschnitt nach dem zweiten Fuße, fast jeder Vers mit geschlossenem Sinne; je tiefer man kommt, nach der Donau und Sawe hinunter, je enger beisammen das Dorf, je geschmeidiger, freundlicher und auch kleiner der Menschenschlag wird, desto mehr verschwindet die Gusla und es tritt vornehmlich zum Tanze, das Liebeslied hervor, gelenker und flüssiger, indem es den Daktylus auf mannigfaltige Weise dem Trochäus hinzufügt, in seiner Art nicht minder volksthümlich.

In den größeren Versammlungen herrscht das Heldenlied; in den Wirthshäusern, wo man das Kartenspiel noch nicht kennt, bildet es die vornehmste Unterhaltung und derjenige singt, wer die Gusla zuerst ergriffen hat, oder ihr die schönsten Töne zu entlocken weiß. Bei den Festen, bei den Zusammenkünften in den Klöstern, treten dann diejenigen hervor, welche sich dem Gesange ausschließend gewidmet haben, in Serbien, wie in dem alten Griechenland und

Deutschland, die Blinden; zuweilen, wie Philipp Wischnitsch aus Bosnien, von außerordentlichem Talente. Sie versammeln ihren Kreis um sich, und rühren ihn oft bis zu Thränen.

Noch haben sich auch jene Serben, welche zum Islam übergingen, der Neigung zu dieser Poesie nicht entziehen können. Oft haben beide Theile das nämliche Heldenlied, nur daß jeder seine eigene Glaubensgenossen siegen läßt. Die Herren würden sich zwar nicht mit dem Gesange befassen; allein sie hören ihn gern, und in Sarajewo haben sie einen gefangenen Christen bloß darum vom Kadi losgebeten, weil ihnen seine Lieder gefielen. Den Unterschied der Religion überwindet die Poesie; sie verknüpft den ganzen Stamm, sie lebt in dem gesammten Volke. Die Berge, auf denen der Knabe das Vieh weidet, die Ebenen, wo man das Getraide mäht, die Wälder, durch die der Reisende seinen Weg nimmt, erschallen vom Gesange. Er begleitet alle Geschäfte.

Ueberall ist die Poesie das Bild des Lebens. Das serbische Lied führt uns zunächst in das Haus ein. Nicht lange verweilt es bei dem Ackersmann, „der schwarze Hände hat, aber weißes Brod ißt;" lieber bei dem Greise, dessen Seele, wenn er von dem Kirchgang kommt, so rein gestimmt ist, daß sie dem Hauch einer Blume, einem Duft, verglichen wird; am Liebsten aber bei jenen Neigungen, welche die Familien erbauen und zusammenhalten. Mit Wohlgefallen

erfreut man sich der Jungfrau, die noch tanzt und spielt und der unentknospten Blume gleicht; man begleitet ihre aufkeimende Neigung von dem Augenblicke an, wo sie sich derselben zuerst bewußt wird und sie nur dem Kranze anvertraut, den sie in den Bach wirft, bis dahin, wo sie dem Jüngling gesteht, auf ihn schauend sey sie so schlank emporgewachsen, und bis zu der innigen Zufriedenheit des Beisammenseyns, die auf unübertreffbare Weise geschildert wird; reizende Bilder auf dem leichten Hintergrunde einer Landschaft reinlich ausgeführt. Doch verheimlicht die Poesie nicht, wie ein anders darnach wird: wie die Hausfrau den Strauß, den sie sonst des Abends ins Wasser steckte, wo er sich entfaltete, jetzt dem Kinde gibt, das ihn in den Kehricht wirft; wie bös wohl die Schwiegermütter sind; das Gezänk der Schwägerinnen. Die Schwalbe preist den Kukuk glücklich, daß er es nicht hören brauche. — Ein durchgehender Zug ist die Vergleichung der verschiedenen Neigungen. Der Geliebte trägt es wohl über den Bruder davon, der Bruder aber über den Gatten. Die Eifersucht der Gattin gegen die Schwester sehen wir bis zu Mord und Entsetzen fortgehen. Lebhaft wird uns die Heiligkeit der Bundesbrüderschaft vorgestellt. Wehe dem, der seine Bundesschwester zu verführen, oder sich der ähnlichen Verbindung der Pathenschaft zu unlauteren Zwecken zu bedienen suchte. Genug, Alles, was in dem Leben eigenthümlich hervortritt: Hochzeitzug und

Hochzeitgeschenk, das Fest im Dorfe, wo die Männer sitzen und zechen, die Knaben ihre Wurfsteine schleudern, die Mädchen den Kolo tanzen, wird uns hier vorgeführt. Die Verhältnisse des Hauses trägt man auf die himmlische Familie über.

Erhebt sich alsdann das Gedicht, das Heldenthum zu preisen, so kann dieses allerdings kein anderes seyn; denn man kennt kein anderes, als ein räuberisches. Es ist dadurch gerechtfertigt, daß es sich gegen die Türken richtet, welche nicht nur irrgläubig, voll Trug und unrechtmäßiger Weise reich, geschildert werden. Raub, sagt man, brachte ihr Gut zusammen, Raub nimmt es wieder. Auf dem Grenzland, lebt der Räuber, wie der Falke, der durch die Luft fliegt: man vergegenwärtigt sich die tausendfältige Gefahr, in der er lebt, die Felswand, hinter der er lauert, den Versteck, in welchem er bis nahe an Hungertod aushält, und sein siegreiches Hervorbrechen. Die Flinte ergreift er in der Mitte, fällt auf das rechte Knie, legt das Gewehr auf das linke, sicher zielt sein Auge, mitten auf der Brust ist die Todeswunde. Oft wird auch dem Unterliegenden eine schöne Aufmerksamkeit gewidmet. Der Herr pflegt seinen Gefangenen, führt ihn heraus, damit er sich an der Sonne erwärme, und entläßt ihn endlich, wie es heißt, mit der einzigen Bürgschaft Gottes für sein Lösegeld. Die junge Gemahlin, die er nach Hause führt, steigt nicht eher vom Rosse, als bis man ihr den Schlüssel zu dem

Kerker überliefert, aus dem sie den Gefangenen befreien will. Diese Gesinnung, in der sich das Entgegengesetzte vereint — in welcher etwa Bundesbrüder ihren Dolch zugleich in den Leib der Türkin senken, die sie beide lieben, um sich nicht ihrer Willen zu entzweien, — in welcher der Greis, indem ihm der Kopf, dessen gebracht wird, der seinen Sohn gemordet hat, ausruft: „Heil mir heute und ewig!" und im Frieden verscheidet — wird uns in ihrer ganzen unverhüllten Wahrheit vor die Augen gelegt.

Wohl werth der Betrachtung ist, wie gleich dem Leben auch die Geschichte von der Poesie ergriffen und durch das Lied erst in ein bleibendes Besitzthum des Volkes verwandelt wird. Frühere Zeiten sind vergessen; die Erinnerung haftet an dem letzten Glanz des Volkes und seinem Untergange. In einigen großen Liederkreisen werden diese uns geschildert.

Zuerst stellt sich uns Stephan Duschan vor. Wie man ihm wohl den Vorwurf gemacht hat, daß seine Einrichtung großer Statthalterschaften das Unglück des Reiches gewesen sey, so finden wir ihn hier in der Mitte einiger großen Geschlechter, mit denen er wohl bedächtig umzugehen hat. Sie werden sogleich in dem Charakter dargestellt, den die folgende Entwickelung fordert: die Jugowitschen stolz und heftig, die Merljawtschowitschen mit Dämonen, mit der Wile im Bunde. Die letztern sehen wir unmittelbar nach Duschans Tode sich der höch-

sten Gewalt bemächtigen. Die Geschichte meldet, daß dieses der Unfähigkeit des schwachen Urosch zugeschrieben war. Das Lied stellt ihn als ein Kind von 40 Tagen bei seines Vaters Tode dar. Nicht aber allen aus jenem Geschlechte gefällt die ruchlose Gewalt. Aus seiner Mitte tritt der Held der Nation, Marko Kraljewitsch, der sich vor Niemand fürchtet, außer allein vor dem wahrhaftigen Gott. Dieser spricht dem Vater und den Oheimen das Reich ab, und gibt es dem, welchem es gebührt. Kann man einen Helden glänzender einführen? Ihm wird dafür Fluch und Segen, die sich beide erfüllen, und eben dadurch wird uns die weitere Entwicklung in der Ferne gezeigt.

Es ist ihm gedroht, daß er den Türken dienen soll; ein zweiter Theil, die Lasaritza schildert uns, wie das Land in die Hände derselben gerieth. Wie die Geschichte, so gedenkt auch das Gedicht des innern Zwiespaltes und des Verrathes, der an diesem größten Unglück Schuld war. Zugleich liegt ein schmerzliches Gefühl der Unvermeidlichkeit in dem Ganzen. Der tadelloseste, schönste und edelste Held Lasar's, Milosch, kündet es an; dem König wird es durch himmlische Boten gemeldet, und er entführt sein Volk vor der Schlacht; nichts desto minder wird die Tapferkeit der Streiter herrlich gerühmt und der Verräther verflucht. Rührend wird der Tod der Gefallenen besungen.

Marko war nicht in der Schlacht; er bleibt uns

verborgen, weßhalb nicht; ihm ist ein dritter Kreis dieser Lieder gewidmet. Nicht wie ein Mensch, gleich den übrigen Helden, sondern wunderbar wird er geschildert; erlebt 160 Jahre, eben so lange reitet er sein Pferd, das er aus seinem Becher mit Wein tränkt, und auf dem er sitzt. Drache auf Drachen; ihn kann kein Säbel und keine Keule tödten; der Wile, die ihm den Gefährten zum Tod verwundet, setzt er auf seinem Thier viele Lanzen hoch in die Luft nach, erreicht sie mit dem Kolben und läßt sie nicht los, bis sie ihn um Bundesbrüderschaft ersucht, ihm Hülfe in jeder Noth gelobt, und ihm den Freund geheilt hat. Nachdem die Sage diesen Helden so wunderbar ausgerüstet hat, was läßt sie ihn vollbringen? — Er dient den Türken. Wir hören, daß er von andern benachbarten Königen in demselben Augenblicke zu gottesdienstlichen Festen eingeladen wird, wie ihn der Sultan zum Krieg auffordert; seiner Lehenspflicht eingedenk, geht er in den Krieg. Dabei läßt er sich nun nicht, wie Andere, ungleiches Recht gefallen; er tödtet den Wesir, der seinem Falken den Flügel gebrochen, sammt dessen 12 Begleitern; er rächt seines Vaters Tod an dem Mörder, dann tritt er wohl noch in Zorneswuth mit verkehrtem Pelz und seinem Kolben in das Zelt des Sultans, der vor ihm erschrickt, zurückschreitet und ihn mit Worten und Geschenken zu begütigen sucht. Allein, wie dem auch sey; er dient. In mannigfaltigen Abentheuern wird uns dieses wie-

derholt. Bald ist es ein Mohr, der dem Sultan Tribut und Tochter abzwingt, bald ein Albaneser, mit dämonischer Kraft, der aus seinem Thurme Schifffahrt und Pilgerschaft und die Herbeiführung des Tributes hemmt, — mit welchem Marko einen Kampf bestehen muß, den kein Anderer bestehen will. Er folgt dem Heere bis nach Arabien. Es ist, als habe die Nation in diesem Helden ihre eigene Dienstbarkeit in der ersten Zeit ihrer Unterwerfung darstellen wollen. Nach der Schlacht bei Kossowo zog das serbische Heer — wie die Chronik sagt, fast alle Jahre in die Kriege Bayazeth's; aus der Schlacht von Angora hat es den Sohn desselben, Soliman, mit den Resten der türkischen Macht fast allein gerettet; doch wie es dem Einem half, wie es auch zur Wiederherstellung der türkischen Größe unter Muhammed I. sehr viel beigetragen, so war es dem Andern nicht minder furchtbar; jener Soliman und Musa haben es erfahren. Auch die Nation war voll unermeßlicher Kraft; ungebrochen der Muth: aber sie diente. Dieß stellt sie an ihrem Helden dar, den sie mit allen Zügen der nationellen Gesinnung ausgerüstet, auf den sie vielleicht auch den Ruhm älterer Helden gesammelt hat. Einige singen, wie der Unverwundbare endlich von Gott, „dem alten Tödter" getödtet worden, ein Lied voll Einfalt und hinreißenden Gefühls. Andere hoffen, er lebe noch: als Marko die erste Flinte gesehen, und ihre sichere Wirkung

gewahr geworden, habe er sich in eine Höhle im Waldgebirg zurückgezogen, da henge sein Säbel und fresse sein Pferd Moos, und er sey entschlafen. Falle der Säbel nieder und habe das Pferd kein Moos mehr, so werde er erwachen und wiederkommen.

Alle diese Sagen treten uns nicht in zusammenhängender Aufeinanderfolge entgegen, sondern in Liedern, deren jedes seinen eigenen Mittelpunkt hat, die nie von dem bewußten Geiste eines einzigen Dichters durchgebildet und vereinigt worden sind; obwohl in allen ein Ton, ein Sinn, eine einzige zugleich tief poetische und volksthümliche Weltansicht ist. Gar manches spätere Ereigniß hat man in ähnlicher Weise angeschlossen. An die Thaten Hunyades, den die Serben als ihren Landsmann ansprechen, ist in einigen Liedern voll sinnreicher Mythe die Erinnerung aufbehalten. Der ältesten Räuber hat man nicht vergessen, den Ukoken, insoferne sie wider die Türken gekämpft haben, — denn von ihren Seefahrten finden wir Nichts — sind einige Lieder gewidmet; bis zu den Siegen der Montenegriner hat das Lied die Geschichte begleitet; auch der letzten Erhebung des Volkes hat es sich sofort bemächtigt.

V.

Die Serben in ihren politischen Verhältnissen nach ihrer Befreiung von der türkischen Herrschaft.

Nachdem die Türken vertrieben und das Land frei war, war an die Stelle der gesetzmäßigen Ordnung, die, obschon oft durch Willkür und Gewalt unterbrochen, auch unter den Türken gegolten hatte, der Zustand wilder Gesetzlosigkeit getreten, der für den friedlichen Einwohner die Freiheit nicht minder drückend und gefährlich machte, als früher die Knechtschaft.

Freilich, — Jedermann war Krieger geworden. In dringenden Fällen sendete jedes Haus alle seine waffenfähigen Mitglieder in das Feld, in minder dringenden von zweien eines, von dreien zwei, so daß die Landwirthschaft indessen fortgesetzt werden konnte. War in einem Hause nur ein Mann, so wechselte dieser mit seinem Nachbar von Woche zu Woche ab. Sold empfingen sie nicht, ein jeder trug seine eigenen Waffen und in seinen besten Kleidern brach er auf; die Lebensmittel schickten die Weiber nach. Aus jedem Dorfe einige Leute, vom Felddienst ausgenommen, hatten die Verpflichtung, diese Zufuhr auf Saumpferden wöchentlich zweimal zu besorgen, mochte man an entfernten Orten oder in der Nähe schlagen.

Bei dieser Einrichtung hätte aus der friedlichen Verfassung der Dörfer unter ihrem Serski-knes, der Kneschinen unter dem Oberknes, sich leicht eine ähnliche für die Bezirke und das Land gestalten können; aber neben und über den Knesen hatten sich Kriegsoberhäupter mit unabhängiger Gewalt erhoben, die Woiwoden, die in ihrer Umgebung mehr das Ansehen von Herren, als von Vorstehern annahmen. Nicht allein wurden von diesen die größern und kleinern Buljukbaschen, welche die Leute der Dorfschaften befehligten, eingesetzt und abgesetzt, sondern die ganze Reiterei war durch die Momken gebildet, deren jeder Woiwode um sich hatte. Die Momken waren ansässige Leute, Kinder aus guten Familien, die in ihrem eigenen Hause schliefen, aber bei dem Herrn aßen, von ihm mit Pferden und schönen Kleidern versorgt, zwar nicht besoldet, aber wohl beschenkt wurden, seine Beute theilten und ihm dafür im Leben und Tod verpflichtet, stets seine Begleitung ausmachten. Mancher hatte ihrer fünfzig. — Neben ihnen hatte kein Knes etwas zu bedeuten. Einige maßten sich die Grenzzölle in ihrem Gebiete an, andere nahmen die unbeweglichen Güter, die den Türken gehört hatten, für sich. Wenn sie die Poresa, die man zu erheben fort fuhr, vertheilten, schlugen sie etwas zu eigenem Gunsten darauf; einige forderten die Zehnten ein und zwangen die Bauern selbst zur Frohne.

Doch auch nicht alle Woiwoden waren unab-

hängig, der eigentlichen Gewaltigen waren nur Wenige, nur so viele, als seit dem Ausbruche der Empörung sich durch thätige und folgenreiche Theilnahme hervorgethan.

Zwar hatte man, in der Absicht, einen Mittelpunkt für die friedliche Verwaltung zu erhalten, einen Senat errichtet, der zwölf Mitglieder zählte, von jedem Bezirke eines. Dieser faßte mehrere nicht unwichtige Beschlüsse. Zuerst ordnete er den Verkauf der unbeweglichen Güter an, welche die Türken in den Städten besessen hatten; den Zehnten suchte er für die Erhaltung der Truppen abzusondern; außerdem wurden die Steuern bestimmt und die Taxen für die kirchlichen Handlungen festgesetzt. In dem ganzen Lande wurden richterliche Behörden eingeführt; in jeder Bezirksstadt, wo früher der Kadi gewohnt hatte, ein Magistrat, bestehend in einem Vorstand, einem Beisitzer und einem Schreiber. Den Knesen des Dorfes verblieb ein kleiner Gerichtskreis. Die Appellationen gingen von allen Behörden an den Senat. Auch der Zukunft vergaß man nicht, indem man für den Unterricht der Jugend sorgte. Statt der geistlichen Schulen, die früher bei den Klöstern gewesen waren, wurden in den Bezirksstädten Elementarschulen, in Belgrad sogar ein Gymnasium errichtet, an welchem der Sekretair des Senats, Iwan Jugowitsch, früher Professor zu Carlowitz, selbst Lehrer war.

Dieß Alles that der Senat; doch den Nutzen der Gesammtheit wider den Vortheil der Woiwoden und Hospodare — Herren — geltend zu machen, war ihm schon durch seine ursprüngliche Stellung fast unmöglich. Lag es auch in dem Entwurfe, daß jedes Mitglied nach freier Wahl von seinem Bezirke gesendet werden sollte, so wurde die Wahl doch hauptsächlich von dem Hospodaren bestimmt; doch von diesem hing, da es ihm anheimgestellt blieb, wie viel er von dem Ertrag des Bezirks dem Repräsentanten zukommen lassen wollte, eben so die bequeme Existenz desselben ab. Wie hätte eine auf diese Weise zusammengesetzte Behörde Etwas wider den Willen der Kriegshäupter durchzusetzen vermocht? Man weiß wohl, wie der Feldherr Kara Georg, gleich im Anfange, als man einige Verordnungen gemacht hatte, die ihm mißfielen, hinausging, seine Momken versammelte und sie die Flinten wider die Fenster des Sitzungssaales anlegen ließ. Leicht sey es, rief er aus, im geheizten Zimmer Gesetze geben; wer aber werde vorangehen, wenn das türkische Heer wieder erschiene?

Einflußreicher als der Senat, der überdieß durch innern Spaltungen zerrissen außerhalb Belgrads, wo er seinen Sitz hatte, wenig Macht besaß, war die Versammlung der Woiwoden, der Landtag, Skupschtina, der jährlich gegen Weihnachten gleichfalls in eben genannter Stadt gehalten wurde. Hier beschloß man nicht allein, was in dem nächsten Frühjahre

zu unternehmen seyn werde, sondern ein Jeder legte hier Rechenschaft über das, was er auf Munition, Kundschafter, Pflege der Verwundeten u. s. w. aufgewendet hatte; hier bestimmte man die Poresa. Waren Klagen eingelaufen, so wurden sie hier untersucht, und mehr als einmal hat man einen Woiwoden eingesperrt. Die bedeutendsten Geschäfte, wie des Krieges, so der Finanzen und des Rechtwesens, gingen unmittelbar von der Skupschtina aus.

VI.

Kara Georg.

Unter den wichtigsten Kriegshäuptern, die die Nation frei schlugen, zeichneten sich Jacob Nenadowitsch, Milenko, Peter Dobriniatz, Milan, Wuiza, vor allem Kara Georg aus. Letzterer wurde gleich zu Anfang des Aufstandes zum Oberanführer erwählt, jedoch erst durch die Ereignisse des Jahres 1806 erhielt er ein wirkliches Uebergewicht; eine merkwürdige Natur, von ungemeiner Kraft, aber ihrer selbst kaum bewußt, hinbrütend im dunklen Gefühle ihrer Existenz, ruhig, bis der Augenblick sie erweckte, dann aber ihrer selbst nicht mehr Herr. Um das Jahr 1760, in dem Dorfe Wischewzi, im Bezirke Kraguiewatz, geboren, nahm er schon an der

ersten Bewegung des Landes, als dasselbe im Jahre 1787 in Erwartung eines Einfalles der Oesterreicher, noch ehe dieselben kamen, sich erhob, einen Antheil, der für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Er sah sich genöthigt zu fliehen, und da er seinen alten Vater nicht zurücklassen wollte, nahm er auch sein ganzes bewegliches Eigenthum und sein Vieh mit; so ging er der Sawe zu. Je näher sie aber diesem Flusse kamen, desto banger ward es dem Vater und oft rieth er zur Rückkehr. Noch einmal und am dringendsten, als sie schon die Sawe vor sich sahen: „wir wollen uns demüthigen," sagte er, „und wir werden Verzeihung erhalten. Gehe nicht nach Deutschland, mein Sohn, so wahr Dir mein Brod gedeihen möge, gehe nicht!" Georg blieb unerbittlich; auch der Vater war endlich fest entschlossen, er sprach: „Gehe denn allein hinüber! ich bleibe in diesem Lande." — „Wie?" antwortete Kara Georg, „soll ich erleben, daß die Türken Dich langsam zu Tode martern? Besser ist es, ich bringe Dich auf der Stelle um." Er griff zur Pistole, schoß den Vater nieder und ließ dem noch Zuckenden durch einen Diener den Todesstoß geben. Im nächsten Dorfe sagte er zu den Leuten: „Begrabt mir den Alten da draußen; trinkt ihm auch für seine Seele ein Todtenmahl!" Er verließ, was er mit sich führte, verschenkte sein Vieh und ging über die Sawe.

Diese That, mit der er den Eintritt in seine männ-

lichen Jahre bezeichnete, warf ihn für immer aus dem Gange des gewöhnlichen Lebens hinaus. Mit dem Freikorps kam er als Feldwebel zurück; doch da er sich bei dem Austheilen einer Ehrenmünze ungerechter Weise übergangen glaubte, begab er sich als Heiduck (Räuber) in die Gebirge. Er versöhnte sich darauf mit seinem Obristen Michalewitsch, ging nach dem Frieden mit nach Oesterreich und wurde Waldhüter in Kloster Kruschedel. Lange gefiel es ihm aber in Oesterreich nicht; unter Hadschi Mustapha hatte er nichts zu fürchten. Er kehrte zurück und ließ sich in seinem Dorfe häuslich nieder. Die Gewaltthaten rissen ihn in die serbischen Empörungen und Kämpfe fort, in denen er bald die bedeutendsten Stellen einnahm.

Er war ein sehr ungewöhnlicher Mensch. Er saß wohl Tage lang, ohne ein Wort zu reden und kaute dabei an seinen Nägeln. Zuweilen, wenn man ihn sprechen wollte, drehte er den Kopf um und antwortete Nichts. Beim Wein jedoch wurde er gesprächig, und war er erst heiter, so führte er wohl einen Kolotanz an. Auf Pracht und Glanz gab er Nichts; in seinem größten Glücke sah man ihn immer in seinen alten blauen Beinkleidern, in seinem abgetragenen kurzen Pelz, in seiner wohlbekannten schwarzen Mütze. Auch seine Tochter sah man, während ihr Vater fürstliche Gewalt ausübte, ihre Wasserkessel tragen, wie andere Mädchen im Dorfe. Und dennoch,

sonderbar, war er nicht unempfänglich für den Reiz des Goldes.

In Topola, wo er zu Hause war, hätte man ihn für einen Bauern gehalten. Er rodete mit seinen Momken ein Stück Waldes aus, oder leitete Wasser nach einer Mühle; dann fischten sie mit einander im Bache Jasenitza. Er pflügte und ackerte; seinen russischen Orden hatte er verdorben, als er einen Reif um ein Faß schlug. In der Schlacht erst wurde er zum Kriegsmanne. Wenn die Serben ihn in der Mitte seiner Momken daher kommen sahen — er war leicht zu erkennen, hoch von Gestalt, breitschulterig, durch eine große Nase ausgezeichnet — so faßten sie Muth. Er sprang vom Pferde, denn er stritt am liebsten zu Fuß. Obwohl ihm die rechte Hand von einer Wunde, die er als Heiduck erhalten, lahm geblieben war, so wußte er doch sein Gewehr trefflich zu handhaben.

Er hatte eine gewisse Neigung zu regelmäßiger Ordnung, und, obwohl er nicht schreiben konnte, zu Kanzleien. Er ließ den Sachen gerne und lange ihren Lauf, bis sie ihm einmal sehr nahe kamen; dann war selbst seine Gerechtigkeit grausam und entsetzlich. Auf seinen Namen trauend nahm sich sein einziger Bruder nicht Wenig heraus, und lange sah er ihm zu; als derselbe aber endlich einem Mädchen Gewalt anthat, und die Verwandten laut klagten: eben um solcher

Dinge willen sei man gegen die Türken aufgestanden, ward er so entrüstet, daß er diesen einzigen Bruder, den er liebte, für seine Uebelthat an der Thüre des Hauses aufknüpfen ließ. Der Mutter verbot er, darüber zu weinen.

So war er wohl übrigens gutmüthig; wurde er aber gereizt, so war er nicht mehr zu bändigen. Er nahm sich nicht lange die Zeit, seinen Momken zu sagen: „schlagt ihn todt!" er selbst erschlug seinen Gegner, und schonte Niemand. Den Knes Theodosi, dem er seine Würde verdankte, hat er dessen ungeachtet getödtet. War es vorüber, so weinte er wohl und sprach: „Gott strafe den, der am Streite schuldig war." Doch war er nicht rachgierig. Hatte er einmal verziehen, so gedachte er nie wieder der empfangenen Beleidigungen.

Das Schlimmste war, daß er gerade in dem Zeitpunkte, wo ihm die ausgedehnteste Gewalt zustand, viel von fremden Einflüssen abhing. Er hatte das Unglück, leicht zu glauben, was ihm einer vom andern sagte, war er gleich kurz vorher von dem Gegentheile überzeugt gewesen. Dadurch gelang es Uebelwollenden, ihm die trefflichsten Männer verdächtig zu machen, und oft durch seine Gunst den unerträglichsten Mißbrauch der Gewalt zu beschönigen. So ging es in Belgrad, wo Mladen Milowanowitsch seiner Erpressungen wegen aus dem Senat gestoßen

worden war: er wußte, was seine eigene Raubsucht verschuldet hatte, als Verschwörung gegen Kara Georg (auch schwarzer Georg — Czerny, Georg genannt) darzustellen und bald kehrte er mächtiger und gewaltthätiger als je zurück. *)

VII. Das Land Moldau und Wallachei, und die Einwohner derselben.

Die Moldau und Wallachei stoßen durch die Karpathen an die österreichischen Provinzen Galizien, Siebenbürgen und das Banat; von Rußland sind sie durch den Pruth getrennt und von der Bulgarei durch die Donau. Sie bilden den wichtigsten Theil der Nordgrenzen der Türkei. Beide Fürstenthümer betragen in ihrer Ausdehnung 350 Meilen von Norden gegen Süden und 160 Meilen von Osten gegen Westen; aber dieser schmale Raum ist übersäet mit russischen und türkischen Leichen.

Ein großer Theil des Gebiets ist beinahe verlassen; der Boden sumpfig, die Luft ungesund. Die Einwohner führen ein elendes trauriges Leben. Die Ueberzeugung, daß ihr Land der Hauptschauplatz aller Tür-

---

*) Nach dem Familien-Namen hieß Kara Georg, Georg Petrowitsch. S.

kenkriege seyn müsse, lähmt jede Anstrengung, dem ungesunden Klima entgegen zu wirken. Wenn ein russisches Heer die Länder verschont, so verheert sie ein Pascha. Diese doppelte Geissel lastet indessen vorzüglich nur auf der Ebene, und erstreckt sich weniger auf das an die Karpathen angrenzende Gebiet. Die dortigen Thäler und Gebirgshöhen bilden die malerischten Landschaften. Die letzteren sind nicht so hoch, um unfruchtbar zu seyn, nicht so niedrig, um nicht das Auge des Reisenden auf sich zu ziehen, und bieten ihm bewunderungswürdige Aussichten dar. Zu ihren Füßen ziehen sich in langer Kette romantische Landschaften hin, blühend in aller Ueppigkeit der Vegetation des Südens und fruchtbar an Korn und allen Ackerbauprodukten des Nordens: frische Thäler, zahlreiche Flüßchen und Bäche, lachende Weinberge, blumenreiche Wiesen bilden die Scene. Je mehr sich aber der Reisende den Schluchten und Gebirgspässen nähert, entfaltet sich das Bild der Alpen vor ihm; hier das Rauschen der Bergströme; Defileen, in die kein Strahl der Sonne dringt; höher hinauf Felsengipfel, deren Spitzen und Zacken bald grün, bald durch die Sonne getroffen, in den Farben des Regenbogens bunt hervorblicken durch den dunstigen Schleier, mit dem die hochaufschäumenden Wasserfälle sie umhüllen — überall tritt dem Wanderer die wilde Pracht der schönsten Schweizer-Landschaften entgegen.

Der Paß über diese Gebirge ist berüchtigt durch die Gefahren, die er darbietet. Schwer zugänglich schon im Sommer, ist er völlig unwegsam im Winter. Der Schnee häuft sich darin an; Felsenstücke, von den Regenströmen losgerissen, rollen herab und versperren den Pfad, der an andern Stellen durch Schluchten unterbrochen wird, so daß der Weg durch diese Engpässe um so gefährlicher ist, je schroffer die Abhänge sind, an denen sie hinführen.

Nirgends mehr als hier macht sich die Anarchie fühlbarer. Die großen Kosten, die eine Verbesserung der Wege erfordern würde, hindert die Hospodare, die Kommunikation zwischen den Fürstenthümern und dem gebildeten Europa wieder zu öffnen. Ueberdieß hüten sich die Türken wohl, solche Arbeiten vorzunehmen, aus Furcht, einen Einfall Oesterreichs in das türkische Gebiet dadurch zu erleichtern, so daß auch dieß dem Hospodar, dessen Gewalt und dessen Leben stets in der Gewalt des Kaisers steht, abhält, eine Verbesserung eintreten zu lassen. Daher ist dieser Theil der Fürstenthümer noch verlassener, als die Ebenen. Einige Bauern, die sich in Posthäusern niederließen, um den Dienst von Courieren zu versehen, und einige arme Holzhauer bilden die ganze Bevölkerung, während eine freiere Regierung diese Gegenden eben so bevölkert machen könnte, wie unsere Alpenländer.

Eine sehr häufige Erscheinung bei diesen Gebirgsbewohnern ist der Kropf; den Grund davon suchen sie in der Gewohnheit, geschmolzenen Schnee zu trinken. Die körperliche Kraft überwiegt bei ihnen, wie bei vielen Alpenbewohnern, die geistige. In der Ebene gleicht die Art, wie der Boden gebaut und bepflanzt wird, meist der in Europa üblichen. Man gebraucht zum Ackern Ochsen. Die Hauptnahrung des Bauern ist der Mais. Weitzen wächst hinlänglich zur Consumtion des Landes. Die Gerste dient blos zur Fütterung des Viehs und des Geflügels. Die Erndte für beide Getreidegattungen ist im Juli. Die Gutsbesitzer oder Bojaren verwalten ihre Ländereien nicht selbst; sie verpachten sie an die Meistbietenden, oder vielmehr sie übergeben sie den Bauern, die ihnen einen Theil der Frucht geben, während der Eigenthümer die nöthigen Vorschüsse leistet und die Steuern bezahlt. Die Hauptdomänen geben ein Einkommen von 50 bis 60,000 Piaster, aber durch die Art der Vererbung werden sie immermehr verstückelt, so daß in einigen Generationen die meisten aristokratischen Güteranhäufungen allmählig verschwinden dürften.

Hier scheint das jetzige Vaterland jener nomadischen Stämme zu seyn, die ganz Europa durchschweifen, und in deren Ursprung sich die Nacht der Jahrhunderte verliert, — der Zigeuner. So wie die Juden zu ihrem Lieblingswohnplatze eines der ärm-

sten Länder des Nordens, das alte Königreich Polen, gewählt haben, so scheinen die Zigeuner die Juden des Heidenthums — ohne Vaterland, ohne Asyl, ohne bekannten Ursprung, ohne irgend eine Achtung bei den Menschen, aber mit den unauslöschbaren Zügen ihres Charakters, ihrer Sitten und Gewohnheiten — das elendeste Land im Süden Europas zu ihrem Hauptquartier gewählt zu haben. Auf 1,500,000 (vielleicht auch nur 800 bis 900,000) Seelen, welche die Bevölkerung der Moldau und Wallachei bilden, zählt man 150,000 Zigeuner. Im 16ten Jahrhunderte sollen sie in Masse aus Deutschland in diese Länder gedrungen seyn. Sie genießen einer festen Gesundheit, scheuen die Arbeit, die Unterwerfung unter das Gesetz und ein sitzendes Leben. Selbst hier, wo Nichts zu stehlen ist, können sie ihren unwiderstehlichen Hang dazu nicht verläugnen, auch prophezeien sie Leuten Glück, die so jämmerlich daran sind, als sie selbst. Sie bekennen sich zu keinem Religionskultus, wenn sie nicht durch ihre Herren gezwungen werden. Ehen und bürgerliche Rechte und Pflichten kennen sie nicht. Die Zigeuner der Moldau und Wallachei sind Sklaven, die man kauft und über die man wie über eine Sache verfügen kann. Gegen 80,000 von ihnen sind Leibeigene der Regierung, und genießen in soferne eine Art von Freiheit, als ihnen die Regierung keine Arbeit geben kann. Jedes Individuum männlichen Geschlechts, das über 16 Jahre alt ist, zahlt eine Kopf-

steuer. Sie lassen sich zu den niedrigsten Handthierungen gebrauchen. Schinder und Henker werden vorzugsweise aus ihnen gewählt. Ein großer Theil von ihnen bringt sein Leben vor den Thüren der Wirthshäuser und der Bojaren zu, wo sie mit den Instrumenten des Landes ihre Katzenmusik aufführen. Die Leibeigenen der Privatleute müssen häusliche Arbeiten verrichten, oder die Weinberge bauen. Ihre Herren haben nicht das Recht, sie mit dem Tode zu bestrafen, können sie aber prügeln lassen, so oft sie wollen.

Das Klima der Fürstenthümer, denen das schwarze Meer und der Haemus gegen Osten liegen, während die Kette der Karpathen sie gegen Westen begrenzt, ist äusserst veränderlich. Oft nöthiget der Nordostwind, selbst in den Hundstagen, die Einwohner, zu ihren Pelzkleidern zu greifen. In der Atmosphäre, wie auf dem Boden, bekämpfen sich Nord und Süd. Im Sommer brechen furchtbare Stürme und Ungewitter aus. Der Winter ist streng und lang; vom Anfang Dezember bis Ende Februars ist, wie in Rußland, alles mit Schnee und Eis bedeckt; alle Flüsse gefrieren; selbst die Donau, so breit ihr Bett und so schnell ihr Lauf ist, findet man in der Regel 6 Wochen lang mit so starker Eisdecke überzogen, daß die schwerste Artillerie darüber fahren kann.

Man sollte glauben daß in diesen, durch Sklave-

rei niedergedrückten Gegenden, die Städte denselben traurigen Anblick, wie das Volk darbieten, was jedoch nicht in allen Beziehungen der Fall ist. Buchareſt ist die Hauptstadt der Wallachei, zählt vielleicht mehr als 50,000 Einwohner, und besitzt bei einer Anzahl von Kirchen 20 Klöster. Vor 4 Jahrhunderten war diese Stadt ein, einem Privatmanne, mit Namen Bukor, gehöriges Dorf. Im Jahre 1688 wurde Buchareſt der Sitz der Regierung, welche Wahl sich durch die Leichtigkeit der Kommunikation mit der Türkei rechtfertigte.

Die Strassen von Buchareſt sind gleich denen der übrigen großen Städte, der Wallachei, nicht gepflastert, sondern nur mit eichenen Bohlen bedeckt und für Fußgänger wie für Wagen gleich beschwerlich. Im Sommer dünsten diese engen, schmutzigen, jedes Luftzuges beraubten Strassen tödtliche Miasmen aus und erzeugen Epidemien. Die Eingebornen behaupten, daß der Boden zu weich sei, als daß ein Strassenpflaster anwendbar sei — und doch haben sie unter ihren Augen die prächtigsten Heerstrassen der Römer. Der Adel ist zu indolent, und die Hospodare sind zu ängstlich, um dergleichen Arbeiten vornehmen zu lassen.

Jassy, die Hauptstadt der Moldau, ist kleiner, aber schöner als Buchareſt; eine große Zahl seiner Häuser wurde von fremden Kaufleuten gebaut. Seine Bevölkerung beträgt 40000 Einwohner. Der

fürstliche Palast umschließt, gleich dem Serail, mit seinen weiten Mauern, eine Reihe von Höfen, Gärten, die durch eine Menge von Domestiken bevölkert sind.

In beiden Fürstenthümern haben Unwissenheit und Faulheit ihren Thron aufgeschlagen. Daß der Bauer lesen könne, kann man nicht verlangen, wenn selbst der Bojar und der Priester es nicht kann.

Die Kirche hat eine Unzahl von Festtagen (man sagt, ausser dem Carneval, 210) im Jahre. Dieß sind für das Volk die Tage der Ruhe. Aber die öffentlichen Beamten haben bei dieser öffentlichen Apanage der Nationalfaulheit sich noch immer den Theil des Löwen vorbehalten. Ausser jenen einem heiligen Müssiggang geweihten Tagen machen sie an Ostern ein Paar Wochen Ferien und eine noch längere Zeit während der Hundstage. Mit Einem Worte, alles in diesem Lande pflegt der Ruhe, mit Ausnahme der Steuereinnehmer und der Insekten.

Die Sprache ist ein Gemisch von Latein und Slavonisch. Jahrhunderte lang kannte man hier kein Buch, sogar nicht einmal die Bibel, ja selbst ein Alphabet für die Sprache fehlte. Es ist zu verwundern, daß eine so tiefe Unwissenheit auch nur in dem entferntesten nördlichsten Canton ein Asyl finden konnte; noch unbegreiflicher aber ist es, daß jene Ignoranz selbst auf der direkten Route von Wien nach

Konstantinopel herrscht, auf einem Gebiete, das der ståte Gegenstand diplomatischer Discussionen zwischen Rußland und der Pforte ist, bei einem Volke, bei dem das Lateinische beinahe die Muttersprache bildet und das stets seine Abstammung von den alten Rômern geltend zu machen sucht. Constantin Maurocordato, dieser ausserordentliche Mann, dem die Bewohner der Fůrstenthůmer Bildsåulen håtten errichten sollen, wenn sie nicht zu indolent wåren, um etwas anderes zu thun als zu essen, zu schlafen und zu sterben, Maurocordato war der erste, der die Sprache des Landes festzustellen suchte. Im Jahre 1775 schrieb er eine Grammatik, nachdem er zuvor mit Hůlfe slavonischer und griechischer Buchstaben ein Alphabet entworfen hatte. Er ließ Bibeln vertheilen, und befahl, daß die heil. Schrift regelmåßig in den Kirchen vorgelesen wůrde. Sein ernster Wille siegte ůber vielfache Hindernisse, und nach mehreren Jahren hatte er es dahin gebracht, daß mehrere Bojaren lesen gelernt hatten.

Auffallend ist es, daß man in diesem Lande der Unwissenheit das Neugriechische reiner als selbst in Griechenland, Janina vielleicht allein ausgenommen, spricht. In der Wallachei ist dieß die Sprache der feineren Welt; sie wurde von allen angenommen, die irgend Auszeichnungen von dem Ho-

spodar zu erhalten strebten. Die Berührungen der Einwohner mit den Griechen des Phanars sicherten dieses Idiom vor der Rohheit des Slavonischen und vor dem barbarischen Jargon der Nachkommen der Dacier. Weniger als in der Wallachei wird das Griechische in der Moldau gesprochen; hier herrscht im Allgemeinen das Deutsche und das Französische vor.

VIII. Wallachische Volkslieder.

Das Studium der Volkspoesie entfaltet ein neues interessantes Blatt in der Charaktergeschichte eines Volkes. Denn sie ist es, welche uns die Nation von der idealen Seite kennen lehrt; sie ist das Echo der Naturklänge, die, durch den edlen Geist der höhern Poesie belebt, sich vielfach gestaltend und verklärend, ihren geheimen Zauber segnend ausströmen lassen. Wuk Stephanowitz hat durch seine serbischen Volkslieder die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa erregt; manche Blicke wandten sich unwillkürlich nach dem düstern Norden, und bald überzeugte man sich, daß die heilige Flamme der Poesie auf schneebedeckten Felsen und unter ewig umwölktem Himmel nicht verglühe, sondern daß ihr Alles belebender Odem auch die schwermüthigen Herzen der Nordlän-

der mit heiliger Gluth durchhauche. Noch mancher kostbare Edelstein liegt in den tiefen Schachten der Karpathischen Urgebirge vergraben; noch manche duftende Blume blüht und verblüht auf den gesegneten Fluren der Bukowina ungesehen, unbeachtet, sehnsüchtig dem Augenblicke entgegen harrend, da auch ihre Sonne sich heben, und deren Strahl Blume und Stein mit leuchtenden Farben beglänzen wird.

Euch Allen, die, wie ich, durch diese Gegenden mit fühlendem Herzen gewandelt, möge diese Skizze eine freundliche Rückerinnerung seyn — denn eine Skizze ist es nur, ein kleiner Tropfen aus einer klaren, reichen Quelle. Doch ein Tropfen ist auch willkommen, wenn er aus solcher Quelle geschöpft wird.

Die wallachische Sprache, wie sie durch die ganze Bukowina gesprochen wird, ist eine Tochter der Lateinischen. Der Umstand, daß die Wallachen sich der slavischen Buchstaben bedienen, erregte manche Zweifel an dieser Verwandtschaft; doch alle Gründe dieser Art ließen sich leicht widerlegen. Schon der Umstand, daß die Wallachen sich seit undenklichen Zeiten Rumeni und ihre Sprache lingua rumaneasca benennen, und die auffallende Aehnlichkeit beider Sprachen scheint jeden Zweifel zu benehmen. Ueberdieß ist bekannt, daß die Moldau, zu der die Bukowina früher gehörte, und die Wallachei

römische Kolonien waren. Die Verbindungen, in denen sie mit den Ungarn, Illyriern (von welchen sie die Schriftzeichen zu ihrem Gottesdienst entlehnten), Griechen und Türken standen, bereicherten ihre ursprünglich äußerst arme Sprache mit vielen neuen Ausdrücken. Durch Zartheit und Wohlklang ausgezeichnet, scheint sie zum Gesang geschaffen, und was die Süße und Weichheit anbelangt, kann sie fast der italienischen zur Seite gestellt werden. Das Volk fühlt es und sehnt sich beständig nach Sang und Klang. Kaum erscheint ein neues Lied, so durchtönt es mit Blitzschnelle das ganze „Gottgesegnete Land" (Bogdama, wie es die Wallachen nennen) und dieselben Lieder, die bei der Begleitung der Guitarre von den glühenden Lippen einer reizenden Moldauerin sich ergießen, ertönen sehnsuchtsvoll bei den melancholisch-schmelzenden Hornakkorden in den niedern Hütten der Bauern, auf den kahlen Felsenspitzen und durch Steppen, beim matten Scheine des aufsteigenden Halbmondes, oder verklingen im Rauschen nordischer Stürme. Die meisten diese Lieder sind Erzeugnisse des romantisch-poetischen Geistes des gemeinen Volkes, vor Allen der Hüter der Gestüte und der Heerden. Unter freiem Himmel werden Lieder der Liebe gedichtet, und der Anblick majestätischer Naturscenen weckt den Funken der Poesie und facht ihn zur Flamme an. Wenn mit dem herannahenden Winter die Hirten mit den

Heerden in die häuslichen Umzäunungen zurückkehren, bringen sie gewöhnlich einen reichen poetischen Schatz mit. Viele dieser Lieder verdanken ihren Ursprung der glühenden Phantasie geistreicher und gebildeter Bojarinnas; so ist das herrliche Lied Dzywa czasu dispar= ceri von einer Fürstin gedichtet, eines der schönsten Liebeslieder aller Sprachen. Liebesklagen sind der gewöhnliche Gegenstand ihrer Poesie; doch auch wichtige, auf seine poetische Existenz Bezug habende Ereignisse begeistern den sanglustigen Wallachen mit dichterischem Feuer. So hat man manches schöne kräftige Lied aus den Zeiten des Aufstandes des wallachischen Hospodars Brankowan, und das zarte, düstere Lied des fliehenden Hetäristen: Nuy, nuy, nuy nedes di nuy kann als Seitenstück zu der himmlischen Hymne des Thessaliers Riga: Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων angesehen werden. Die höchst einfachen Melodien haben einen eigenthümlichen Reiz; sie bewegen sich meistens in Molltönen in einem feierlichen Rhythmus sehnsuchts= und empfindungsvoll. — Die Zinganne, diese Kinder Ostindiens, diese ausgebreitetste Kaste der Hindus, überall wuchernde Sprößlinge, die halb an den Ufern des Nils als Zauberer und Almis, bald an dem Ganges als Seiltänzer und Bajaderen, bald in Aegypten als Schlangenanbeter erscheinen, sind auch hier in großer Anzahl.

Die von ihnen verfaßten Melodien tragen sie mit ungemeiner Geschicklichkeit und Empfindung vor. Der Name eines Angelo, Giorgi und Suczawa ist weit und breit in der Bukowina bekannt. Die Instrumente, mit denen sie sich beim Absingen der Stanzen begleiten, sind Violinen, Papageno-Pfeifen und eine Art Guitarre, auf der sie mit einem Federkiele spielen. Sind Musik und Poesie die Grundakkorde in der Seele, die bei einzelnen wie bei ganzen Nationen in so mannigfaltigen Abwechslungen herströmt, so sollen wir auch diesen Tönen der Natur ein aufmerksames Ohr leihen; mit ihrer Hülfe sollen wir bis zur Quelle dringen, aus der sie so reich hervorsprudeln. Dieser Gesang, so einfach und monotom er erscheinen mag, ist stets als ein heiliger Naturhysmus zu betrachten. Fehlt auch dem Gesange des Nurdeni die Gluth und Frische des Südens, so ist die Sehnsucht darnach um so rührender ausgesprochen.

Wie oft, wenn die Mondscheibe den Rücken schneebedeckter Karpathen mit bloßem Schimmer übergoß, horchte ich dem Liede eines einsamen Wanderers, der durch die öde Haide in der Stille der Nacht dahintrabte! Wie oft in dem dunklen Schatten eines düstern Eichenwaldes, oder am wärmenden Feuerheerde in der Höhle einer Zigeunerfamilie versenkte mich das

geisterhafte Trillern eines alten Schyle in trübes Sinnen! Die schauerliche Erzählung des Griechen in der Cafferia zu Batuschan war von fernen, schwermüthig fallenden Guitarre-Akkorden begleitet *). — —

---

*) Zur Zeit des Beginnens dieser Taschenbibliothek brach der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus, weswegen wir eine Reihe der interessantesten Reisen und Kupfer über jene Gegend mitzutheilen uns zur Pflicht rechneten. Da die letzte Reise von Reimers im III. Bändchen der I. Abtheilung noch nicht geschlossen war, und wir einen Nachtrag zur Vollendung des Ganzen für nöthig hielten, so haben wir ausnahmsweise diese einzige Abtheilung in 4 Bändchen erscheinen lassen, statt daß alle Abtheilungen der übrigen Länder in 3 Bändchen sich schließen.

Jäck.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen durch Siebenbürgen, Moldau, Wallachei, Bessarabien, Bulgarien, Servien, Bosnien und Romanien
Bd.: 1,4

1832

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Geogr.it.o.1(42#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11846943-2